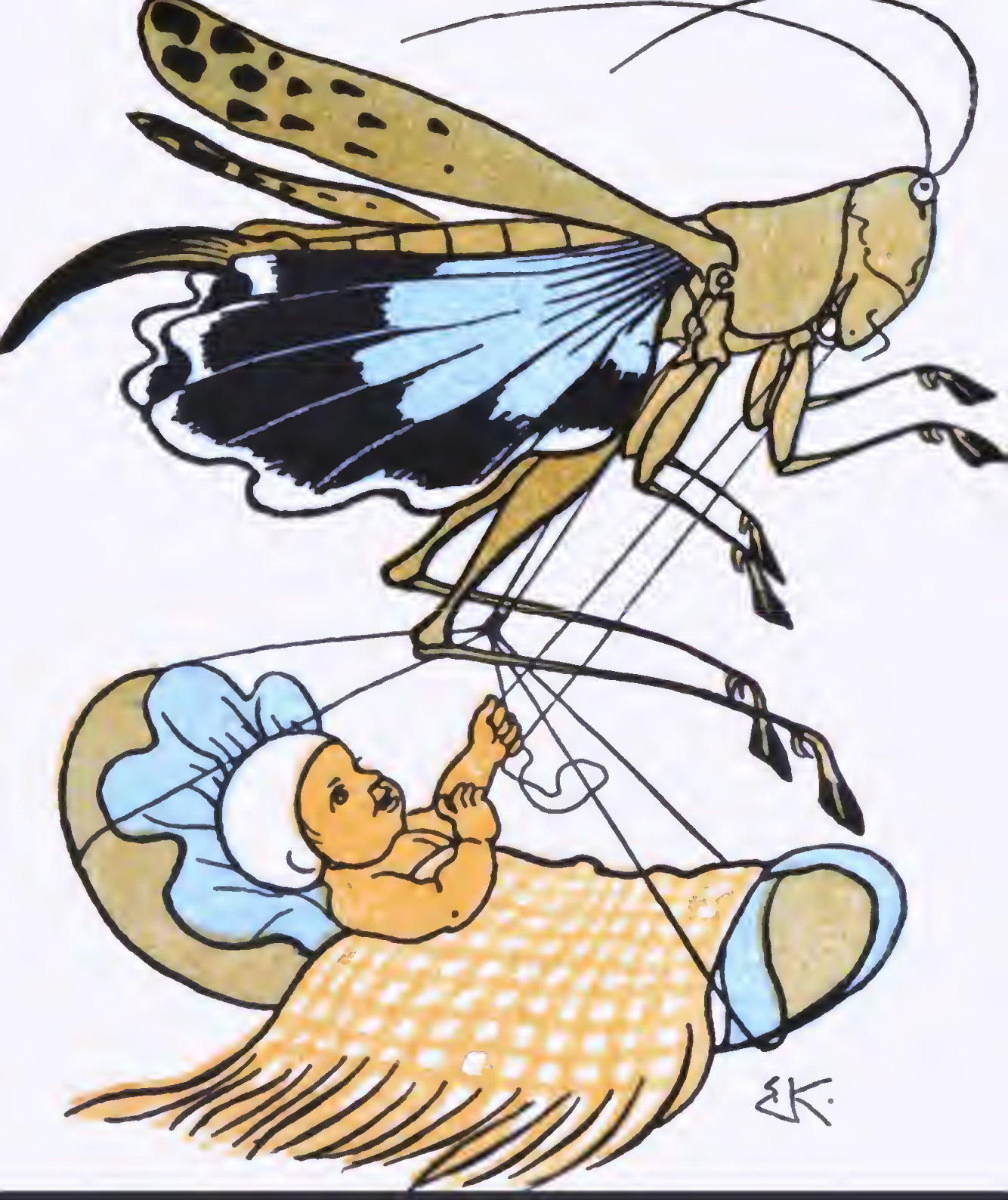
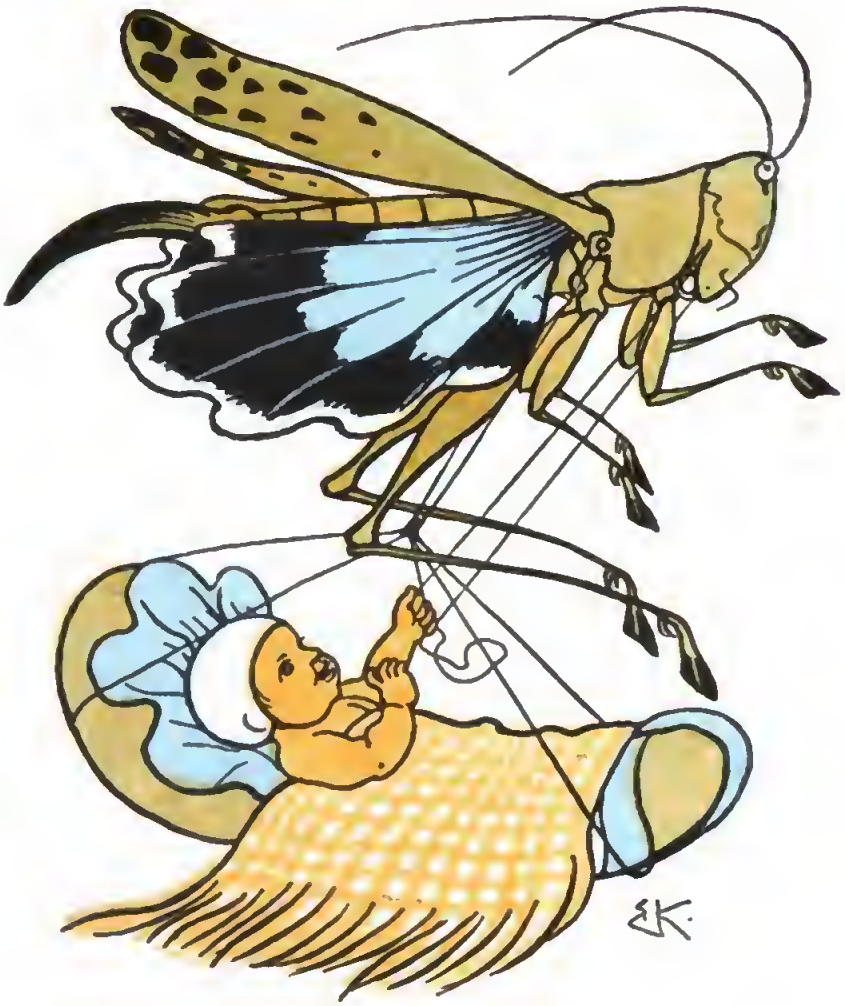


Aus dem Tagebuch eines Säuglings

Karl Eugen Schmidt

BOSTON MEDICAL
DEC 15 4
LIBRARY
t.6492

27



Aus dem Tagebuch eines Säuglings

Abgeſchrieben von ſeinem Vater

Karl Eugen Schmidt

Den Buchſchmuck zeichnete Ernſt Kreidolf

Stuttgart und Leipzig

Deutſche Verlags-Anſtalt

1905

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Der Mutter des Säuglings
in treuer Liebe der Vater

Vorwort des Vaters

Dieſes Büchlein verdankt ſein Entſtehen einem an ſich ſehr unerfreulichen Umſtand, der von mir ſchon oft getadelt und verwünſcht worden iſt: nämlich der Beſchränktheit der Wohnungen in Paris. Davon hat man in deutſchen Landen überhaupt keine Ahnung, wie viele Wohnungen und Kammern ein Pariſer Baumeiſter in ſein Mauergeviert einzuſperren verſteht. Wo ſein deutſcher Kollege zwei Stockwerke anbringt, langt es dem Pariſer reichlich für drei, und wo der Deutſche ein Zimmer baut, richtet der Franzoſe drei ein.

Eines Tages habe ich einen Bericht über das Gefängnis zu Fresnes geleſen, worin die Dimenſionen der Zellen angegeben waren. Da habe ich nachgemeſſen und gefunden, daß meine Zimmer genau ebenſoviel Kubikinhalt haben wie eine ſolche Gefängniszelle.

In dieſem beſchränkten Raume kann keiner dem andern aus dem Wege gehen, und da die Wände zwiſchen den einzelnen Zimmern nicht ganz ſo dick ſind wie ein Band des Konverſationslexikons, ſo hört man, was in der ganzen Wohnung vorgeht, mit aller wünſchenswerten Deutlichkeit. Ja, man kann ſogar erfahren, was die Nachbarn über und unter uns treiben, wenn man irgendwie neugierig iſt und ſich aufs Horchen verlegt.

Unter dieſen Umſtänden darf man es den Pariſern

nicht allzuſehr verdenken, wenn ſie ihre Säuglinge alsbald nach der Geburt wegſchicken. Nur die allerwenigſten Pariſer Mütter, nämlich die ärmſten und die reichſten, behalten ihre Kleinen im Hauſe. Der Mittelſtand aber ſchickt den Säugling „en nourrice“, und es gibt ganze Dörfer in der nahen und fernen Umgebung von Paris, die nur davon leben, daß ſie Pariſer Säuglinge aufpäppeln.

Zola hat gegen dieſen Brauch in ſeinem Roman „Fécondité“, Brieux in ſeinem Drama „Les Remplaçantes“ geeifert, aber die beiden haben gut reden. Zola hatte überhaupt keine Kinder, und wenn er welche gehabt hätte, ſo wäre in ſeinem ſchönen Hauſe der Rue Bruxelles Platz genug geweſen, eine Kinderſtube einzurichten, ſodaß der Schriftſteller von dem Vorhandenſein der Kleinen nur dann etwas gemerkt hätte, wenn er ſie in ihrem Reiche beſucht hätte.

Anders aber, wenn man eine der niederträchtig engen Mietswohnungen hat, die ein ſpeziell pariſeriſches Erzeugnis ſind. Da geht einem doch manchmal die Geduld aus, wenn man am Schreibtiſch ſitzt und einem durch das Hirn huſchenden Gedanken nachjagt, während gleichzeitig der Säugling auf dem Boden herumkrabbelt und ins offene Kaminfeuer zu fallen droht.

Seit der Burſche auf der Welt iſt, habe ich keinen ruhigen Tag und keine ruhige Nacht gehabt, ausgenommen im Sommer, wo er mit ſeiner Mutter

Waldluft atmete. Sonſt aber bin ich nachts aufgeſtanden, habe den Waſchungen, dem Kleiderwechſel und der Abfütterung mit täglich wachſendem Sachverſtändnis beigewohnt, habe mitunter ſelber das Kindermädchen gemacht, habe, während ich am Schreibtiſch arbeitete, zugleich auf den Knirps achtgegeben und bin in alle Leiden und Freuden ſeines Säuglingdaſeins ebenſo tief eingedrungen wie ſeine Mutter ſelbſt.

Und nachdem ich ſo gründlich erfahren, was es heißt, in einer Pariſer Mietswohnung ein kleines Kind aufzuziehen, werde ich keinen tadeln, der das hieſige Syſtem des „mettre en nourrice“ vorzieht.

Der eine hat eben mehr Spaß an Kindern als der andre, und bei mir überwiegt der Spaß den Aerger.

Und deshalb bin ich beinahe froh, dieſe enge Klauſe zu bewohnen. Denn ſonſt hätte ich alle die kleinen Freuden nicht erlebt, die mir Bubi gemacht hat, und der Kleine hätte ſein Tagebuch nicht ſchreiben können. Allerdings hätte ich dann nachts ſchlafen und am Tage ungeſtört arbeiten können, was auch nicht zu verachten iſt.

Aber man kann eben nicht alles haben, und ſo habe ich aus der Not eine Tugend gemacht, die Seele des Säuglings ſtudiert und das, was ich darin zu leſen glaubte, in den folgenden Blättern aufgezeichnet.

1

Erſte Erfahrungen

Es iſt Zeit, daß ich mit meinem Tagebuch anfange: geſtern war ich ſechs Wochen alt, und noch habe ich keine Zeile niedergeſchrieben. Und der Große, den ſie Papa nennen, behauptete geſtern, ich ſähe zwar ſo aus, als ob ich ſehr tief und gründlich nachdächte, in Wirklichkeit aber ſei ich überhaupt noch kein menſchliches Weſen, ſondern ein Ding, ein Klumpen Fleiſch, ein Fetzen Protoplasma. Er gebrauchte noch andre Ausdrücke, die ich nicht recht verſtanden habe, aber ich konnte ſehr gut begreifen, daß der Mann meine geiſtigen Fähigkeiten anzweifelte.

Dem will ich zeigen, daß ich wenigſtens ſo geſcheit bin wie er. Wenn er ſich einbildet, es ſei eine ſchwere Kunſt, ſich einen ſogenannten Artikel zuſammenzudenken, ſo irrt er ſich vermutlich. Ich ſehe ihn täglich, wie er am Schreibtiſch ſchwitzt, und wahrhaftig, er tut mir leid. Er behauptet, ich ſei daran ſchuld, daß er nicht ordentlich arbeiten könne, aber das wird wohl eine

faule Ausrede ſein. Ich tue ihm den Gefallen, wenigſtens achtzehn Stunden täglich zu ſchlafen, hat er da nicht Zeit genug zu ſeiner ſogenannten Arbeit? Muß er immer gerade arbeiten oder ſchlafen wollen, wenn ich ſchreie? Kann er ſich ſeinen Stundenplan nicht nach mir einrichten? Kann er nicht, wie ich es auch tue, immer zwei Stunden hintereinander ſchlafen, dann eine Stnnde ausſetzen und ſich dann meinetwegen an die Arbeit ſetzen oder weiterſchlafen? Was ich kann, der ich erſt ſechs Wochen alt bin, ſollte doch ein ausgewachſener Menſch erſt recht können.

Aber ich habe ſchon gemerkt, daß es an dieſem Orte, auf den man mich ſo jählings geſetzt hat, recht kunterbunt hergeht. Die rechte Wahrheit zu ſagen: es gefällt mir gar nicht beſonders hier. Wo ich vorher war, kam es mir zwar hie und da etwas eng vor, aber ich hatte doch den ganzen Platz für mich allein, und kein Menſch hielt es für nötig, mich anzupacken, auf und ab zu ſchwingen, dumme Redensarten über mich zu machen und mir mit haarigem Geſicht in den Augen herumzufahren. Auch war es da ſchön dunkel und ſtill, während an dem Orte, wo ich jetzt bin, alle möglichen hellen Lichter meinen Augen wehtun. Und die Menſchen, die mir keinen Augenblick Ruhe laſſen, ſcheinen ein ganz außerordentliches Vergnügen daran zu haben, mir dieſe hellen Lichter vor die Augen zu halten. Und nachher ſtellen ſie ſich entzückt und ſtreiten ſich darüber, ob meine Augen blau oder braun ſeien.

Dummes Volk!

Am ſchlimmſten ſind die ſogenannten Onkeln und Tanten. Jeden Tag kommen drei oder vier, betrachten und betaſten mich, ſagen, ich ſei ſchön und lieb und groß und nett und hübſch und noch zwei Dutzend andre Dinge, kurz, langweiliges Zeug! Und dann ſagt der eine, ich hätte die Naſe meines Vaters, die andre meint, ich ſei der Mutter aus dem Geſicht geſchnitten, die dritte vergleicht mich mit dem Großvater und der vierte mit einer japaniſchen Maske. Die Tanten haben glatte Geſichter und riechen gut, die Onkel haben kratzige Haare im Geſicht und riechen nach Tabak, Bier, Wein, Abſinth. Das merke ich, weil ſie alle die unangenehme Gewohnheit haben, mich zu küſſen, eine recht dumme Erfindung, deren Grund ich nicht einſehe. Die Tanten ſind mir angenehmer, aber ich wäre doch froh, wenn ſie mich in Ruhe ließen. Wenn mein Vater kein Dummkopf wäre, hätte er es den Leuten ſchon längſt geſagt. Auf mich hören ſie nicht, ich mag ſchreien, ſo viel ich will, ſie bleiben dabei, ich ſei nett und gut.

Am ſchlimmſten iſt die ſogenannte Großmutter. Wenn die mich aufnimmt, habe ich immer Angſt, ſie beißt mir die Naſe oder ein Ohr ab. Je lauter ich ſchreie, um ihr mein Mißfallen zu zeigen, deſto braver und ſchöner und lieber findet ſie mich. Und ich kann mich nicht gegen die Leute wehren: ſie ſind rieſengroß und ſtark und obendrein wickeln ſie mich ſo feſt in

allerlei Decken ein, daß ich kein Glied rühren kann; meine Sprache ſcheinen ſie auch nicht zu verſtehen; ſo laut ich ihnen meine Wünſche auch in die Ohren ſchreie. Ueberhaupt halte ich dieſe Menſchen für recht dumm.

Niemals geben ſie mir die richtige Antwort, niemals befriedigen ſie meine berechtigten Wünſche: Habe ich Hunger, ſo ſucht der Vater mein Geſchrei zu ſtillen, indem er mich auf die unangenehmſte, atemberaubendſte Weiſe in der Luft herumſchwingt, ſo daß ich jeden Augenblick fürchte, der Ungeſchickte läßt mich fallen und zerbricht mir alle Gliedmaßen. Habe ich Leibweh, ſo iſt gleich die Mutter da und gibt mir zu trinken, und tut mir die große Zehe weh, ſo ſtreicheln ſie mir die Hände. Ich hätte nicht geglaubt, daß erwachſene Leute, die doch ſelber all das durchgemacht haben, ſo unwiſſend und ungeſchickt mit Säuglingen ſein könnten.

Ich fürchte, es ſteht mir in dieſem Orte, an den man mich gebracht hat, ohne mich um meine Anſicht über dieſen Umzug zu befragen, noch manches harte Geſchick bevor. Ich brauche nur zu hören, wie dieſe Menſchen über mich und meine Zukunft verhandeln, um davon überzeugt zu ſein.

Am grimmigſten iſt mein Vater. Der muß ein ſehr böſer Menſch ſein. Wenn ich ſchreie, runzelt er erſchrecklich die Stirn, und nachdem er mich einige fünf Minuten hin und her geſchwungen hat, ohne daß ich deshalb ſtill geworden wäre, gerät er in die abſcheu-

lichſte Wut, legt mich wieder in mein Bett und ſagt mit geballter Fauſt und knirſchenden Zähnen:

„Na, warte nur, Schreihals, jetzt haſt du noch deinen Willen, aber das wird dir ſchon ausgetrieben werden. Sobald du laufen kannſt, wirſt du geprügelt, Freundchen, wenn du nicht ſtill biſt.“

Ich denke, dem Mann werde ich noch zeigen, daß er ſich irrt. Wenn ich laufen kann, werde ich doch nicht ſo dumm ſein und ſtillhalten, wenn man mich prügeln will. Nein, da laufe ich einfach weg. Und wenn der Alte mich überhaupt jemals prügeln will, ſo tut er gut daran, das gleich zu beſorgen, ſolange ich noch eingewickelt und am Weglaufen verhindert bin.

Indeſſen ſcheint der Vater doch nicht immer ſo ſchlimm zu ſein: hie und da höre ich, wie er mich in Schutz nimmt. Geſtern ſagte er zu der Großmutter, die irgend eine Untat mit mir vorhatte:

„Was, ſo einen armen kleinen Kerl, der kaum noch lebendig iſt, den wollen Sie in ein kaltes ſteinernes Haus tragen und ihm noch obendrein Waſſer auf den Kopf ſchütten laſſen! Das wollen Sie tun, und da behaupten Sie auch noch, den Knirps gern zu haben! Schämen Sie ſich nicht? Soll der arme Bub die Grippe oder die Schwindſucht oder eine Bruſtfellentzündung kriegen und jetzt ſchon ins Gras beißen?“

Und als die Großmutter Einwendungen machte, ſagte er:

„Was? In den Himmel kommt er nicht, wenn er ſtirbt,

ehe er getauft iſt? Das glauben Sie? Und in einen ſolchen Himmel wollen Sie kommen, wo man den Bub da nicht haben will? Da ginge ich nicht hinein und wenn man mich dafür bezahlte! Nein, der Bub ſoll es ſelber ſagen, wenn er eingeſperrt werden will; und dann kann er ſich auch gleich ausſuchen, welches Gefängnis ihm am beſten gefällt, das katholiſche, das proteſtantiſche, das jüdiſche, das mohammedaniſche — was er will, ſoll er haben!“

Nun möchte ich wohl wiſſen, was das zu bedeuten hat, das ſteinerne kalte Haus, Waſſer auf den Kopf, Himmel, Gefängnis, katholiſch, mohammedaniſch, proteſtantiſch, und was weiß ich ſonſt noch. Aber was Gutes kann es nicht ſein, und ſolange ich nicht weiß, was es iſt, will ich nichts damit zu tun haben.

Vor drei Tagen hatte ich überhaupt die ganze Welt ſchon ſatt. Der Vater hatte mich in die Knie eingeklemmt und ſchaukelte mich auf und ab. Ich aber trompetete ruhig weiter und ſchenkte ſeinen Bemühungen, mich zum Schweigen zu bringen, keine Beachtung. Da ſagte er mit unheilſchwangerer Stimme, die mich beinahe gruſeln gemacht hätte:

„Na, ſchrei nur, armer Zwerg. Jetzt geht's dir noch gut, haſt nichts zu tun als zu trinken, zu ſchreien, zu verdauen, zu ſchlafen. Bald wird das anders werden. Bald wirſt du merken, daß du nicht zu deinem Vergnügen auf der Welt biſt. Bald werden die Schullehrer kommen und dich quälen. Und wenn du damit

fertig biſt, dann kommen die andern, die Leute, die das Geld haben und deren Knecht du werden wirſt. Da hat dein freier Wille ein Ende. Ueberhaupt," fuhr er fort, „biſt du ein dummer Kerl und ſcheinſt wenig Verſtand zu haben. Wäreſt du geſcheit, ſo machteſt du deine Augen zu, ſchliefeſt ein und machteſt dich aus dem Staube, ohne das kommende Ungemach abzuwarten. Geſcheite Menſchen kommen entweder gar nicht auf die Welt, oder ſie verlaſſen ſie alsbald nach der Geburt. Nur Dummköpfe wie dein Vater und ſeine Zeitgenoſſen klammern ſich an und bleiben leben."

Dieſe Worte überlegte ich mir und bekam Angſt vor den Leiden des zukünftigen Lebens. Und als ich mir die Sache genügend überlegt hatte, beſchloß ich, einfach einen Strich unter meine Abenteuer zu ſetzen. Mein Vater ſieht ſo aus und redet ſo, als ob er wüßte, was er ſagte. Wenn es alſo in dieſem Leben ſo elend beſtellt iſt, ſehe ich nicht ein, warum ich all den Jammer erſt mitmachen ſoll. So ſagte ich mir, befolgte ſeinen Rat, ſchlief ein und wollte nicht mehr aufwachen. Aber da konnte ich gleich erfahren, was für ſeltſame Käuze dieſe erwachſenen Menſchen ſind. Anſtatt mich ſchlafen und aus der Welt gehen zu laſſen, was ſie doch anſcheinend ſelber für das klügſte halten, gerieten ſie in die größte Aufregung. Statt wie gewöhnlich nach zwei Stunden aufzuwachen und mit lauter Stimme Nahrung zu verlangen, blieb ich

ruhig liegen, und ſelbſt nach fünf Stunden gab ich immer noch kein Zeichen von Hunger und Lebensluſt.

Das gab einen Aufruhr im Haus: Nicht nur ſuchte man mich mit allen erdenklichen Künſten zum Trinken zu bringen, ſondern man redete mir auch zu, nur ja zu ſchreien, während bislang mein Geſchrei eitel Zorn und Ungeduld erregt hatte. Und als ich bei meiner Abſicht beſtand, die Nahrung zurückwies und ſtill und ſtumpf weiter hindöſte, hetzte man mir ſogar einen ſogenannten Doktor auf den Hals, der mir mit Gewalt und einem Löffel die Milch in den Mund ſchüttete.

Was war da zu machen? Ich ſah ein, daß ich gegen die Halsſtarrigkeit dieſer Menſchen nichts ausrichten könnte, gab als der Klügere nach und fing wieder an zu ſaugen, zu ſchreien und zu leben. Nun ſoll aber auch mein Vater ſo gut ſein und mich nicht mehr Dummkopf ſchelten, weil ich leben bleibe. Er ſoll lieber vor ſeiner eignen Tür kehren, denn wenn ich leben bleibe, ſo geſchieht das bloß, weil er mich dazu zwingt. Wenn er ſich einbildet, ich täte es, weil ich mir wunders was vom Leben verſpreche, ſo irrt er ſich ſehr. Alles, was ich bisher geſehen habe, beſtärkt mich in der Anſicht, daß die Welt ein kurioſes Neſt und die Menſchen teils Dummköpfe, teils Böſewichter ſind, und ſo einfältig bin ich denn doch nicht, um großen Spaß an einem ſolchen Aufenthalt zu ſpüren.

Da ich aber einmal da bin und man mich nicht wieder weggehen laſſen will, ſo möchte ich doch, daß

man mir das Leben ſo erträglich wie möglich geſtalte, und da muß ich eine ganze Reihe von Beſchwerden vorbringen. Die Art, wie die Säuglinge behandelt werden, finde ich einfach himmelſchreiend, und es war wahrhaftig nicht der Mühe wert, die Baſtille zu ſtürmen und die allgemeinen Menſchenrechte zu erklären, um nachmals dieſe Rechte vom erſten Anfang an, nämlich bei den Säuglingen, gänzlich außer acht zu laſſen.

Da iſt vor allen Dingen die Entziehung der perſönlichen Freiheit. Gehen kann ich noch nicht, alſo iſt ein Weglaufen und ein durch dieſes Weglaufen etwa zu befürchtender Unfall nicht zu erwarten. Ich kann auch nichts ergreifen und entzweiſchlagen, da ich mich nicht von meinem Platze rühren kann. Warum alſo wickelt man mich in Windeln und Decken ein wie einen Wahnſinnigen in die Zwangsjacke? Ich weiß es, warum, denn mein Vater hat es mir geſagt: aus Faulheit! Die Weiber wollen mich nicht jede halbe Stunde ſäubern und trocknen, und da haben ſie ſich ausgedacht, mich ſo einzuwickeln, daß man von etwaiger Unreinlichkeit nichts ſieht. Alle drei, vier Stunden machen ſie den Bund auf und waſchen mich, wie es ſich gehört. Dieſe letzten Worte ſind meinem Vater entlehnt: ich ſelbſt finde gar nicht, daß ſich dieſe Waſcherei gehört. Sie iſt mir ſehr unangenehm und zählt mit zu den Dingen, die ich beſſern möchte. Ich habe gehört, wie die Großmutter ſagte, man müſſe mich ſo feſt wickeln, weil ich ſonſt krumme Beine be-

käme. Da hat mein Vater fürchterlich gelacht und hat gesagt, eine gute Ausrede sei drei Batzen wert, und gegen die Gründe der Weiber könne der Teufel selbst nicht ankommen. Denn wenn das wahr wäre, müßten alle Hottentotten, Kaffern, Australneger und Südseeinsulaner krumme Beine haben. Ich wollte, der Vater redete in Ausdrücken, die mir verständlich sind. Was mag das jetzt wieder sein: Hottentotten, Kaffern u. s. w.? Der Mann ist zu gelehrt für mich!

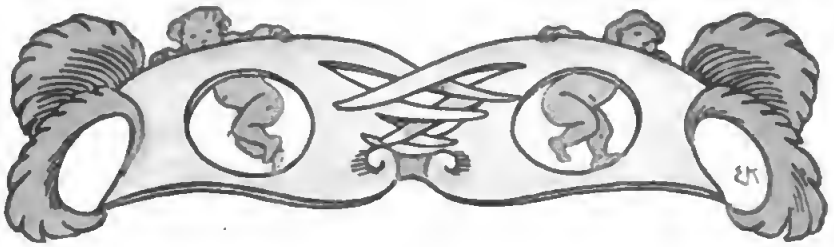
Nachher hat er den Doktor gefragt. Der hat gesagt, das Wickeln sei gut, weil es die kalte Luft verhindere, an das Kind zu kommen. Und darauf hat mein Vater erklärt, sobald es schönes warmes Wetter sei, werde er mich vollständig nackt auf dem Fußboden herumkriechen lassen. Nun warte ich ungeduldig auf das schöne warme Wetter, denn was kann verrückter sein, als einem Menschenkind eine künstliche Haut anzuziehen? Mein Vater sagt, in Australien wüchsen alle Kinder so auf, die schwarzen nicht nur, sondern auch die weißen, und ein besseres System gebe es nicht. Man habe dann gar keine Arbeit mit dem Kleinen, und dieser gedeihe viel besser als in der Zwangsjacke. Hoffentlich vergißt der Mann sein Vorhaben nicht und schert sich nicht an die Einwendungen der Frauen, die ihm gesagt haben, wenn er mich auf dem Teppich herumkriechen ließe, würde ich ihm Teppich und Fußboden verderben und die ganze Stube scheußlich zurichten. Wahrscheinlich werde ich das auch wirklich

tun, denn nichts macht mir mehr Spaß, als dieſen großen Menſchen, die ſich ſo viel klüger dünken, einen ordentlichen Poſſen zu ſpielen. Wenn man mich umzieht und mit mißtönendem Ziſchen über die Schüſſel hält, ziehe ich mich krampfhaft zuſammen und hüte mich wohl, das zu tun, was man von mir wünſcht. Sobald man aber die Sache als hoffnungslos aufgegeben hat, und ich wieder auf dem Schoße meiner Quälerin liege, beſorge ich alle meine Geſchäfte, große wie kleine, mit aller wünſchenswerten Gründlichkeit. Mama zankt, Papa lacht laut, und ich grinſe ſo heimlich in mich hinein. Laut zu lachen wage ich nicht, ſonſt wäre man imſtande, mir einen Klaps zu geben.

Außer der Wickelei, die abgeſchafft werden muß, iſt es beſonders der ſogenannte Schnuller, der mich ärgert. Wenn ich ſchreie, ſtopft man mir ein Ding in den Mund, beſtehend aus einem mit trockenem Brot und Zucker gefüllten Tuchzipfel. Man möchte mir weismachen, das ſei eine Milchquelle, und die erſten paar Male bin ich auch wirklich darauf hineingefallen. Jetzt aber weiß ich ſehr gut, daß das einer jener einfältigen Schwindel iſt, deren man ſich bedient, um mich zum Schweigen zu bringen. Zu Anfang wurde ich wirklich ſtill, wenn man mir das Ding in den Mund ſteckte. Jetzt aber ſpucke ich es gleich wieder aus und ſchreie doppelt ſo laut. Da aber dieſe großen Menſchen entſetzlich dumm ſind und die einfachſten Dinge nicht begreifen können, ſo beſtehen ſie darauf,

mir den eklichen Knäuel in den Mund zu drücken, und als geſcheiter Kerl gebe ich nach und ſchweige, anſtatt weiter zu ſchreien, wie es mein gutes Recht wäre. Jedenfalls aber meine ich, die großen Leute, die ſo geſcheit ſind und alles beſſer wiſſen als unſereiner, ſollten ſich ſchämen, ſo von ihrer eingebildeten Weisheit Vorteil zu ziehen. Der Anſtand würde es erfordern, daß ſie uns, die ſie für unerfahren und unwiſſend halten, ordentlich unterrichten, und dazu würde doch in erſter Linie gehören, daß ſie uns nicht hinters Licht führen, ſondern uns die reine Wahrheit ſagen. Nachher wundern ſie ſich, wenn wir ſie belügen, und doch geben ſie uns dazu das Beiſpiel. Wenn ſie mir einen Leinwandknoten als Milchquelle in den Mund ſtecken, dann werde ich ihnen ſpäter auch alles mögliche vorlügen. Alſo beſchwere ich mich über dieſen Brauch und verlange, daß nächſt der Wickelei der Saugpfropfen abgeſchafft werde.

Drittens, viertens und fünftens möchte ich beantragen, daß es in Zukunft keine Väter, Mütter, Dienſtweiber, Doktoren, Onkeln, Tanten und Großmütter mehr gebe, denn alle dieſe Weſen ſind nur dazu da, um die kleinen Kinder zu ärgern. Es iſt möglich, daß ſie ſpäter nützlich und brauchbar ſind: ich bin noch nicht lange genug da, um ein endgültiges Urteil fällen zu können, aber nach allem, was ich bisher von dieſen Leuten geſehen habe, wäre es für die Säuglinge ein großer Segen, wenn ſie nicht exiſtierten.



2

Die Kuhpocken

Mehr und mehr ſehe ich ein, daß mein Vater recht hat, wenn er die Erde ein elendes Loch nennt. Wie mir ſcheint, vertreiben ſich die Menſchen die Zeit damit, ihre Nachbarn zu ärgern und zu quälen. Und wer klein und ſchwach iſt wie ich, der muß alles leiden und dulden, was den Stärkeren gefällt, über ihn zu verhängen.

Da kam ein Mann in einem ſchwarzen Rock an. Ich kümmerte mich nicht um ihn, denn ich hielt ihn für einen von den ſogenannten Onkeln, langweilige Kerle, die ſonſt nichts zu tun haben, als über mich zu lachen und zu entdecken, ich ſähe allen möglichen Menſchen ähnlich. Auch ſind ſie mir unangenehm, weil ſie mir Rauch ins Geſicht blaſen, ſo daß ich huſten muß. Die Mama könnte ihnen das Rauchen ſehr gut verbieten, aber ich glaube, der ſchlimmſte iſt der Papa ſelber, und wenn der raucht, bilden ſich die andern natürlich ein, ſie dürfen es auch. Alſo ich dachte, der Schwarze wäre auch ſo ein Onkel, und kümmerte mich

nicht um ihn. Aber es war kein Onkel. Man nannte ihn Doktor, und das muß etwas Schreckliches ſein. Er zog ein flaches ſchwarzes Ding aus der Taſche, klappte es auseinander und legte es geöffnet auf den Tiſch. Das intereſſierte mich, denn in dem ſchwarzen Ding lagen blitzende und glänzende kleine Spielſachen, mit denen die Sonne ſpielte. Das war ſehr ſchön, und ich ſtieß vor Vergnügen einen hellen Jodelſchrei aus, den ich meinem Vater abgelernt habe.

Darauf nahm mich Irma, was die Frau iſt, die mich wäſcht und anzieht — eine gute Seele, aber etwas zu handfeſt —, auf ihren Schoß und zog mir den Rock aus. Das machte mir noch mehr Spaß als die blanken Dinger in dem ſchwarzen Kaſten, denn nichts iſt mir verhaßter als die Windeln und Kleider, die mich einhüllen, die mich drücken und reiben und die jede freie Bewegung verhindern. So oft ich zum Waſchen ausgezogen werde, bin ich froh und ſchreie und lache vor Freude, und ſobald man mich wieder in die läſtige Schale ſteckt, ſchreie und weine ich vor Zorn und Entrüſtung. Hoffentlich wird das bald beſſer, denn mein Vater, der gemerkt hat, wie unangenehm mir die Kleider ſind, hat mir verſprochen, ſobald es ſchönes warmes Wetter würde, dürfe ich den ganzen Tag nackt auf dem Teppich herumrollen. Auch will er mich in den Wald ſchicken mit der Mama, weil er ſagt, die Luft in Paris ſei abſcheulich, und man atme hier nur das ein, was tauſend Menſchen ſchon einmal ein- und

ausgeatmet hätten. Ich weiß nicht, was das iſt: „der Wald“, aber ich werde es ſchon erfahren und es dann aufzeichnen, wie ich alle meine Erfahrungen und Erlebniſſe aufzeichne. Jedenfalls werde ich ganz zufrieden ſein, an einen andern Ort zu kommen, denn hier gefällt es mir nur ſehr mäßig.

Aber ich muß die Geſchichte von dem Doktor erzählen. Während ich vergnügt ſtrampelte und mich meiner nackten Arme freute, kam der Mann auf einmal an mich heran: in der einen Hand hielt er eines der blanken Dinger aus dem ſchwarzen Kaſten, mit der andern packt er meinen Arm. Ich lachte froh, denn ich glaubte, er wolle mir das Ding, was ſo ſchön in der Sonne glitzerte, ordentlich in der Nähe zeigen. Aber traue einer den Menſchen und den Dingen der Welt! Auf einmal fühle ich etwas ganz Abſcheuliches im Arm, greulich, nicht zum Aushalten, das Lachen verging mir, ich ſchrie vor Schrecken, Angſt und Schmerz. Was war geſchehen? Der Schwarze hatte mich mit dem blanken Ding in den Arm geſtochen. Und damit noch nicht zufrieden, ohne ſich um meine Proteſte zu kümmern, ſtach er mich noch einmal in dieſen und zweimal in den andern Arm. So eine niederträchtige Bande! Da liege ich, klein und ſchwach, knapp drei Monate alt, kann mich nicht von der Stelle rühren — und da kommen ſie zu vieren: zwei große ſtarke Männer und zwei erwachſene Frauen, von denen die eine wenigſtens doppelt ſo ſtark iſt wie der ſogenannte

Doktor. Der nämlich iſt nur ein kleines dürres Männchen, und wenn ich ihn groß und ſtark genannt habe, ſo habe ich das nur mit Rückſicht darauf getan, daß der Beſitz des blanken Stechdings Größe und Stärke erſetzt. Alſo dieſe vier Rieſen ſtürzen ſich auf mich armen Zwerg, packen mich, halten mich feſt und ſtechen an mir herum, bloß um ſich eine angenehme Viertelſtunde zu machen.

Zwar hatte ich vor Wut und Schmerz die Augen geſchloſſen, um beſſer und lauter ſchreien zu können, aber ich habe doch ganz gut gehört, wie dieſe brutale Geſellſchaft laut gelacht hat, und mein Vater, dem ich das noch eintränken werde, hat ganz entzückt gerufen, wie ich den erſten Stich fühlte und deshalb den Mund ſchmerzhaft verzog: „Seht einmal die Schnute, die der Bub macht! Nein, ſo eine Schlapplippe! Es iſt zum Totlachen!“ Na warte nur, alter Junge, wir werden ſchon ſehen, ob meine Schnute lächerlicher iſt als dein Ziegenbart. Du mußt ſchon gemerkt haben, daß ich, klein wie ich bin, feſt zupacke und gehörig zauſe, wenn meine Finger ſich einmal eingekrallt haben. Für dieſe Schnute wirſt du Haare laſſen müſſen und haſt du ſchon Haare gelaſſen, alter Freund!

Und das war noch nicht alles. Zwar packte der Schwarze, nachdem er ſein ſchändliches Werk verrichtet hatte, ſeine ekligen blanken Dinger wieder ein, ſteckte das häßliche ſchwarze Käſtchen in ſeine miſerable ſchwarze Taſche und machte ſich aus dem Staube, aber

die Löcher, die er mir in die Arme gehackt hatte, blieben da und hörten nicht auf, zu beißen und zu brennen. Nachher ſchwoll ſogar der ganze linke Oberarm auf und tat tagelang ſcheußlich weh. Der Schwarze kam, beſchaute ſein Werk und nickte befriedigt mit dem Kopfe. Kann man ſich ein ſolches Scheuſal vorſtellen! Der rechte Arm aber tat ihm nicht den Gefallen, dick zu werden und weh zu tun, und wahrſcheinlich haben mir die Böſewichter angeſehen, daß ich mir ein zweites derartiges Attentat nicht gefallen laſſen würde, denn ſie machten keinen Verſuch, mich noch einmal in dieſen Arm zu ſtechen, ſondern begnügten ſich damit, mir den linken verdorben zu haben.

Nachträglich habe ich dann auch erfahren, wozu die ganze Quälerei ins Werk geſetzt wurde. Da iſt einer der vielen Onkel gekommen, der mich alle zwei oder drei Tage beſucht und ganz in der Nähe wohnt. Der hat ein ſehr ſonderbares Geſicht, das ganz aus kleinen Höhen und Tälern beſteht und beinahe dem Schwamme ähnlich ſieht, womit man mich wäſcht. Dem Onkel hat mein Vater meinen Arm gezeigt und hat ihn dann gefragt: „Biſt du eigentlich geimpft worden?“ Und der andre hat geantwortet: „Ei freilich, aber wenn die Pocken irgendwo als Epidemie auftreten, dann nützt die Impfung nichts, und der beſte Beweis dafür liegt in meinem Geſicht.“ Und wie ich dann aus dem weiteren Geſpräch der beiden entnahm, haben dieſe

ſogenannten Doktoren ſich ausgedacht, man müſſe die kleinen Kinder in den Arm ſtechen, damit ſie nicht ſpäter ſo Schwammgeſichter kriegen wie der Onkel. Aus ſo was ſoll nun ein vernünftiger Säugling klug werden! Und bei ſolchen Geſellen ſoll ich jetzt wer weiß wie viele lange Jahre wohnen bleiben! Bei Leuten, die ſich in den Arm ſtechen, um die Geſichter zu kurieren! Die Geſichter, die gar nicht krank ſind, die nur vielleicht ſpäter einmal krank werden könnten! Nein, ich muß aufhören; wenn ich noch länger über dieſen Unſinn nachdenke, erſticke ich vor Wut oder ich platze. Dummköpfe! Böſewichter!

* * *

Den ſchwarzen Mann mit ſeinem ſpitzen blanken Ding und den meinem Arme zugefügten Schaden hatte ich vergeſſen, da brach ein neues Unglück über mich herein. Es brannte und zog im Munde, als ob die Haut platzen wollte. Das Waſſer lief mir zuſammen, aber wahrhaftig nicht, weil die Sache gut ſchmeckte: Der Vater zeigte wieder ſeinen Unverſtand, indem er ſchalt, weil ihm dieſes nämliche Waſſer bisweilen über den Rock lief, wenn er mich aufnahm. Dem Mann etwas recht zu machen, muß ſehr ſchwer ſein. Irma ſteckte mir einen Finger in den Mund. Zuerſt glaubte ich, es ſei etwas andres und fing an zu ſaugen, aber ich merkte alsbald am Geſchmack, daß man mich wieder einmal hinters Licht geführt hatte. Sie rieb mit ihrem

wie angedeutet, nicht ſehr appetitlichen Fingen auf meinem Gaumenrande hin und her, ſtieß dann einen Freudenſchrei aus und ſtürzte zu meiner Mutter:

„Madame, er hat zwei Zähne!“

Natürlich wurde nun auch der mütterliche Finger in meinen Mund geſteckt, und danach kam der des Vaters an die Reihe. Der ſchmeckte am bitterſten: ich glaube, es war Tinte daran. Das Elternpaar ſchüttelte die Köpfe, und der Vater erklärte rundheraus, das ſei Unſinn, denn er könne von einem Zahne nichts ſpüren oder ſehen, geſchweige denn von zweien. Die Mutter ſagte nichts, ſchien aber der väterlichen Meinung zu ſein. Aber Irma blieb bei ihrer Behauptung. Sie zeigte die Stelle im Unterkiefer ganz vorn und ſagte, man könne die Zähne zwar nicht ſehen, aber ganz deutlich fühlen. Wieder wurden die elterlichen Finger in meinen Mund geſteckt, und danach entfernte ſich der Vater kopfſchüttelnd, während die Mutter ein Geſpräch mit Irma begann.

Natürlich hörte ich aufmerkſam zu, denn die Sache intereſſierte mich. Da erfuhr ich, daß mir nach und nach der ganze Mund voll harter weißer Knochen wachſen ſoll, genau ſo wie ſie alle die Onkel und Tanten haben, außer dem Onkel mit dem weißen Bart, der im Munde ſo glatt iſt wie ich. Und weiter hörte ich, daß jetzt, wo ich Zähne hätte, feſtere Nahrung angezeigt wäre. Ich kriegte einen Schrecken, denn von allen Dingen, die ich bislang auf dieſer Welt kennen

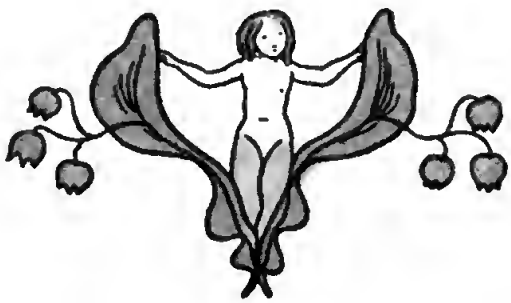
gelernt habe, gefällt mir keines ſo gut wie der Apparat, mit dem ich gefüttert werde. Meine Eltern wiſſen das auch ganz gut, denn ich verberge meine Vorliebe nicht, ſondern jauchze vor lauter Freude, wenn die Mutter kommt und ſich anſchickt, mich zu füttern. Ich finde dieſe Sache ſehr praktiſch und angenehm. Man ſteckt mir etwas Weiches und Warmes in den Mund, und dann brauche ich nur zu ſaugen, ſolange es mir gefällt: ein köſtlicher, ſüßer, ſtärkender, lauer, nährender Trank ſtrömt mir durch Mund und Kehle hinab in den Magen, allüberall ein wonniges Behagen verbreitend. Ich kann mir kein beſſeres und ſchöneres Syſtem vorſtellen.

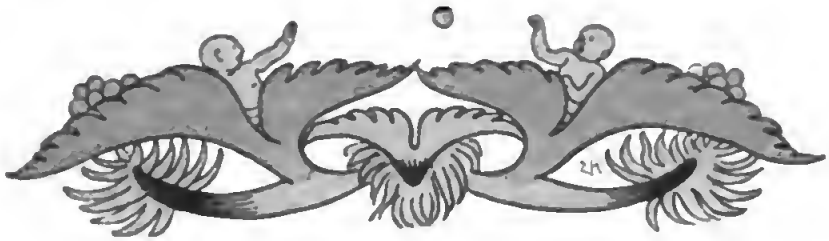
Und nun ſcheint es, daß man dieſe Sache ändern will, und daran ſind dieſe Zähne ſchuld. Ich denke mir, ſie hätten ebenſogut bleiben können, wo ſie waren. Ich hätte ſie wahrhaftig nicht nötig gehabt. Dieſe Irma hat nämlich doch recht gehabt: jetzt ſtehen die beiden Dinger ſo groß und ſpitz heraus, daß ich kaum noch das Herz habe, meine Finger in meinen eignen Mund zu ſtecken, aus Angſt, dieſe unerwünſchten Eindringlinge könnten zuſchnappen und ein Glied abbeißen. Und nicht nur, daß die ungebetenen Gäſte mir ſcheußlich wehtaten, bis ſie ſich durchgearbeitet hatten, und daß ich ein paar Nächte lang keinen ordentlichen Schlaf finden konnte: jetzt hat wirklich die Mutter angefangen, mir von Zeit zu Zeit ſtatt des erwähnten köſtlichen Getränkes eine Art Suppe einzulöffeln, an der ich

wahrhaftig wenig Gutes finden kann. Erſtens iſt es unangenehm, ſo einen harten Metallöffel im Mund zu haben, wenn man an etwas viel Weicheres gewöhnt iſt, zweitens ſchmeckt dieſe Suppe lange nicht ſo gut wie meine eigentliche Speiſe, drittens kann ich da nicht ſaugen, ſolange oder ſo kurz wie ich will, ſondern ich bin ganz auf die Mutter angewieſen, und nach jedem einzelnen Löffelchen tritt eine mehr oder weniger lange Pauſe ein, die mir nicht im geringſten gefällt. Vorläufig alſo kann ich keinen Nutzen der Zähne ausfindig machen. Was mich perſönlich anlangt, ſo hätte ich mich ganz gern ohne ſie beholfen, und es ſcheint mir, daß es Leute gibt, denen dies gelungen iſt. Wenn ich die Sprache der großen Menſchen reden könnte, würde ich einmal den Onkel mit dem weißen Bart fragen, wie er es angefangen hat, ſich um dieſe unangenehme Sache herumzudrücken. Wenn es ihm gelungen iſt, warum muß ich denn Zähne haben? Bei jedem neuen Schritt, den ich in die Welt tue, treten mir neue Fragezeichen entgegen. Ich fürchte, ich fürchte, daß dieſe Zuſtände außerordentlich verwickelt und kompliziert ſind. Wenn ich denke, daß es mit dieſen zwei Zähnen noch nicht fertig iſt, ſondern daß darüber und daneben ſo viele wachſen ſollen, bis der ganze Mund voll iſt, könnte mir faſt übel werden.

Zweiunddreißig Stück kriegt man, hat mein Vater geſagt, und was das allerſchlimmſte iſt, wenn ſie einmal da ſind, tun ſie noch weher als beim Durchbrechen,

und es gibt beſondere Doktoren, Kameraden von dem ſchwarzen Mann, der mich in den Arm geſtochen hat, die ſonſt nichts tun, als den erwachſenen Menſchen die Zähne wieder auszureißen. Wenn das nicht zum Weglaufen iſt, will ich Peter heißen! Erſt hat man ſeine Mühe und Not, um die Dinger zu bekommen, und dann tun ſie noch viel weher, weil ſie wieder wegmüſſen. Man mag mir ſagen, was man will: es iſt eine wunderliche Welt, in die man mich da geſetzt hat!





3

Probieren geht über Studieren

Mein Vater iſt merkwürdig ungeſchickt. Ich habe es ſchon mehreremal in dieſen Blättern aufgezeichnet, daß mir die Menſchen meiner Umgebung, je vertrauter ich mit ihnen werde, deſto törichter und nichtsnutziger vorkommen. Jeden Tag wird dieſer Eindruck ſtärker. Das Wunderbarſte an der Sache iſt, daß ſie gerade in Dingen, die ſie doch ſelbſt durchgemacht haben, ſo ſchlecht Beſcheid wiſſen. Jetzt wird mein Vater ungeduldig, weil ich immer noch nicht reden kann. Er ſagt, jetzt ſei ich in wenigen Tagen ein Jahr alt und ſomit alt genug, um ſprechen zu können. Auch hätte ich ſchon vor vier Monaten auf dem Lande angefangen, „Mama, Papa, Jaja, Dada“ und einiges andre zu ſagen, und in dieſen vier Monaten hätte ich doch etwas dazu lernen können.

Und dabei kann ich jetzt ſchon Kunſtſtücke mit Zunge und Lippen machen, die der Alte mir vergebens nachzumachen ſucht. Der Mann verſteht gar nicht, um was es ſich für mich handelt. Ehe ich anfange, den

Papagei zu ſpielen und ihm ſeine Wörter nachzuplappern, will ich meine Sprachwerkzeuge in der Gewalt haben. Und das geht nicht von einem Tage zum andern. Freilich ſteigt mir mitunter ein Zweifel auf, ob das überhaupt nötig ſei. Ich merke wenigſtens, daß die Alten lange nicht ſo geſchickt mit ihren natürlichen Werkzeugen ſind, wie ſie es ſein könnten. Ja, ſie ſind nicht einmal ſo geſchickt wie ich. Es ſcheint mir, daß man im Leben nur eine ganz beſchränkte Anzahl der von der Natur uns verliehenen Gaben nötig hat, daß man dieſe wenigen Gaben nur nach ganz beſtimmten Seiten hin ausbildet und daß ſchließlich der größte Teil unſrer Fähigkeiten verkommt und verkümmert.

Sehen Sie mich zum Beiſpiel an, wie ich mit meinen Gliedmaßen umgehe. Ich kann meine Finger nach rückwärts faſt ebenſo gut bewegen wie nach vorn. Ebenſo geht es mit den Armen und Beinen und überhaupt mit allen Gelenken. Mein Vater dagegen iſt ein ſteifer Hampelmann und kann all ſeine Gelenke nur nach einer einzigen Richtung hin ordentlich gebrauchen. Und wenn ich ſage „ordentlich“, ſo muß ich da auch noch Einſchränkungen machen. Ich kann meinen Fuß in den Mund ſtecken, das macht mir nicht die geringſte Mühe, ſondern eitel Vergnügen. Meinem Vater aber könnte ich ein ganzes Faß Milch verſprechen, ſo brächte er das nicht fertig. Er iſt ungelenk und ſteif wie die gipſerne Jungfrau von Nürn-

berg, wegen der wir vorgeſtern einen ſolchen Lärm im Haus hatten.

Sie ſtand auf dem Kaminſims, und zwar auf einer bunten Decke mit Franſen. Vorgeſtern ſchob man meinen hohen Stuhl, von dem aus ich den Mahlzeiten der Alten präſidiere, in die Nähe des Kamins, und ich benutzte einen Augenblick, wo man mich allein und ungeſtört ließ, um die Decke und ihre Franſen näher zu unterſuchen. Es iſt ſehr ſchöne, luſtige Arbeit und ſtammt, wie ich den Vater habe ſagen hören, aus Spanien, einem Lande, wo man nie Feuer in den Stuben macht und wo die Bauern einen bunten wollenen Mantelſack über dem Eſel oder über der eignen Schulter tragen. Dieſe Decke iſt ein ſolcher Mantelſack, und der Vater hat ſie aus Spanien mitgebracht. Dieſe Sache gefällt mir. Das leuchtet rot, blau, gelb und grün, und die Franſen baumeln luſtig daran herum. Auf einmal tat es einen fürchterlichen Krach: beim Studium der Decke hatte ich ſie dicht zu mir herangezogen, dabei war die Jungfrau von Nürnberg dem Rande des Geſimſes zu nahe gekommen und heruntergefallen. Jetzt lag ſie da in drei oder vier großen und ſehr vielen kleinen Stücken. Zuerſt war ich erſchrocken, weil die Decke auf einmal nachgegeben und mich dadurch faſt aus meinem Stuhl geworfen hatte. Dann lachte ich ſehr vergnügt, denn es war wirklich ſpaßhaft, wie es geknallt hatte und das Ding kaputgegangen war.

Vater und Mutter eilten herbei. Sie lachten nicht. Beſonders die Mutter. Sie zankte und ſagte, ich ſei ein ſchrecklicher Bub. Ich ſtellte mich, als ob ich ſie nicht verſtände, und krähte ihr luſtig ins Geſicht. Der Vater meinte ſeufzend, daß Pariſer Wohnungen nicht für Kinder eingerichtet ſeien. Es ſei nicht Platz genug; man müſſe eine beſondere Kinderſtube haben, Wachstuch auf dem Fußboden, billige, feſte und einfache Möbel, angeſtrichene Wände. Da könnten die Kinder dann tollen und wüten nach Herzensluſt. Aber hier bei Glasſchränken, Nippſachen, Bric-à-Brac, da ſei Holland in Not. Der Bub müſſe doch ſeine Freude haben, müſſe herumrücken, ſpringen, klopfen, werfen können. Das könne man ihm nicht verbieten, denn das ſei der Hauptſpaß ſeiner Exiſtenz. Aber da werde er alles im Haus entzweiſchlagen, ſagte die Mutter. Der arme Vater! Meiner Treu, er tat mir leid. Er iſt wirklich ein guter Kerl, denn als die Mutter entſetzt ſagte: „Aber dann verdirbt er uns ja alles“, meinte er gutmütig: „Na, es iſt beſſer, daß er uns die Bibelots zertrümmert, als daß er immerfort geſcholten und geſchulmeiſtert wird und ſich nicht rühren darf.“ Aber damit gab ſich die Mutter nicht zufrieden. Sie erwägt jetzt, ob es ratſam ſei, alle ihre Kleinodien in eine Stube zu packen, die ich nicht betreten ſoll, oder ob der Platz in der gegenwärtigen Wohnung zur Einrichtung eines ſolchen Prunkraumes nicht hinreicht. Man ſpricht von einem Umzuge in eine größere

Wohnung, wo ich meine Gummizelle haben ſoll. Was das iſt, weiß ich nicht, der Vater nennt es ſo, und ich wundere mich, wie ſo ein Ding ausſehen wird. Ich habe ein Ding aus Gummi. Was es iſt, weiß ich nicht. Der Vater behauptet, es ſei eine Katze, die Mutter ſpricht von einem Löwen, andre halten es für einen Hund oder für einen Elefanten. Wenn man ordentlich draufdrückt, quietſcht es. Wird meine Gummizelle dieſem Ding ähnlich ſein? Aber wozu dann eine größere Wohnung? Das Ding iſt nicht viel größer als meine Hand. Na, ich habe Zeit und kann warten.

Auch bin ich nur ſo im Plaudern auf die Gummizelle gekommen. Ich wollte von ganz andern Dingen berichten. Wie geſagt: die großen Menſchen ſind ſteif und ungeſchickt. Ich klappe meine große Zehe nach vorn wie nach hinten um und bewege alle kleinen nach allen beliebigen Richtungen, allein und zuſammen. Ich kann mich nach hinten umfallen laſſen, daß die Ferſen den Hinterkopf berühren. Alle meine Gelenke arbeiten vorwärts und rückwärts mit der nämlichen Leichtigkeit. Der Vater iſt erſtaunt und ſagt, ich ſei mit doppelten Scharnieren ausgerüſtet.

Mit der Sprache aber, worin der Vater mich als zurückgeblieben ſchilt, bin ich nicht weniger geſchmeidig wie mit allen andern natürlichen Werkzeugen. Geſtern habe ich ihm Sachen vorgemacht, die er vergebens nachzumachen ſuchte. Ich kann ziſchen und ſprudeln,

ſchnalzen und brudeln, tittern und ſchnurren, daß dem Alten der Verſtand ſtillſteht. Kurz, mein Sprechapparat iſt viel geſchmeidiger und in beſſerer Ordnung als der ſeinige, und während ich ſehr wohl imſtande wäre, alles nachzureden, was er mir vorreden könnte, kann er meine Töne ſo wenig nachmachen, wie er mit der Geſchmeidigkeit meiner Glieder konkurrieren kann. Seine Zunge iſt ebenſo ſteif und unbeholfen wie ſeine Gelenke, und, die rechte Wahrheit zu ſagen, tut mir der Mann leid. Ich weiß nicht, wie er ſich bei ſolcher Ungeſchicklichkeit durch die Welt helfen kann.

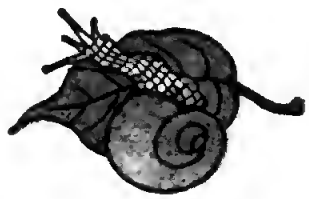
Eine Sache aber macht er ſehr gut: er ſingt wunderſchön. Ich ſinge mit. Dann ſitze ich auf ſeinen Knien, und wir hopſen auf und ab. Er weiß ſehr ſchöne Lieder, eine ganze Menge, und ich ſinge mit. Am beſten gefällt mir das Lied, wo am Ende laut gelacht wird: „Ich bin nicht gefahren ins Hahahahahaha Heu, juchhe! Ich bin nicht gefahren ins Heu!“ Aber neulich waren ein Onkel und eine Tante aus Deutſchland da, die haben geſagt, ſolche Lieder dürfe man nicht mit kleinen Kindern ſingen. Jetzt ſtudieren wir das Lied von dem jungjungen Zimmergeſell. Um die Worte und um die Melodie kümmere ich mich nicht: ich ſinge ſo mit, wie es mir gerade aus der Kehle kommt, und ſtrample den Takt mit Armen, Beinen, Kopf und Rumpf.

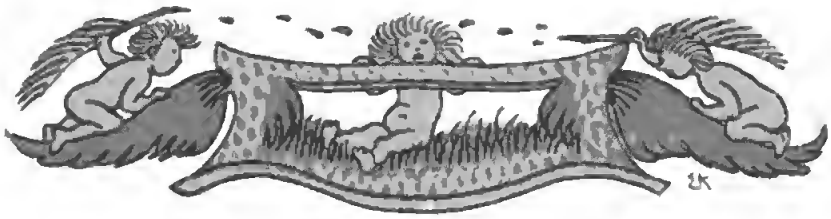
Leider will der Vater nicht immer ſingen. Er ſagt, er hätte noch andre Dinge zu tun. Dann ſetzt er mich

entweder auf meinen Stuhl oder auf den Boden. Auf dem Boden ſitze ich lieber, aber Mama findet es nicht ſchön. Da iſt nämlich nachher der Platz, wo ich geſeſſen habe, immer naß, und der Vater denkt nicht immer daran, erſt ein Stück Wachstuch unterzulegen. Und wenn das Wachstuch untergelegt wird, nützt es auch nicht viel, denn ich mache Entdeckungsreiſen im ganzen Zimmer und rutſche von der Mitte aus, wo man mich hinſetzt, nach allen Richtungen hin, um mir die Ecken, die Wände und die mancherlei Gegenſtände gehörig zu betrachten. Und dabei ſchleppe ich natürlich die Näſſe mit mir herum und gebe dem Teppich überall etwas davon ab.

In der Stube ſind viele gefährliche Fallen aufgeſtellt. Sehr gefährlich ſind die Decken, die von Tiſchen, Geſimſen und von dem Divan herabhängen. Wenn man da einen Zipfel packt und daran zieht, ſo kommt gleich ein ganzer Haufen Dinge herunter. Seit ich die arme Jungfrau von Nürnberg herabgeriſſen und in Scherben verwandelt habe, iſt man ſehr vorſichtig geworden und gibt acht auf alles, was tief genug iſt, um mir in die Hände geraten zu können. Auch die Stühle ſind gefährlich. Wenn man einen am Stempel packt und gehörig reißt, fällt es dem ſteifen Ding plötzlich ein, umzufallen, und dabei kommt es ihm nicht darauf an, ob man den Fuß oder ſelbſt den Kopf gerade da hat, wo er hinfällt. Vor einer halben Stunde habe ich einen Stuhl umgeworfen, auf

dem ein ganzer Stoß Bücher lag. Das iſt nun wahrhaftig die Schuld des Vaters. Legt man ſo viele Bücher auf einen Stuhl? Gibt es dafür nicht die Bücherſchränke? Mama hat ihm ordentlich die Meinung geſagt. Außerdem hätte der Vater auf mich achtgeben ſollen. Mama hatte es ihm ſcharf anempfohlen. Aber da ſtellt er ſich an den Tiſch und hämmert auf dem komiſchen Ding herum, womit er ſeine Artikel ſchreibt. Und wenn er da einmal fünf Minuten dran iſt, hört und ſieht er nichts mehr, vergißt den Kaffee, der kalt wird, das Feuer, das ausgeht, und mich, der ich eine Zeitung auffreſſe und am Erſticken bin oder einen Stuhl umwerfe oder eine beladene Decke herabziehe. Erſt wenn die Kataſtrophe hereingebrochen iſt, hört er auf mit dem Hämmern, eilt herbei und ſtellt den Umfang des angerichteten Schadens feſt. Er hat wirklich Glück, dieſen Beruf gefunden zu haben, bei dem es nichts ausmacht, wenn man nicht merkt, was um uns vorgeht: als Kindermädchen hätte er ſich nicht bewährt. Die Mutter ſagt es ihm alle Tage, und ich bin ganz ihrer Anſicht.





4

Im Walde

So, da wären wir jetzt auf dem Lande. Der Wechsel hat mich so überrascht, und da gab es so viel Neues, daß ich volle zwei Monate lang nicht an mein Tagebuch gekommen bin. Um hierher zu gelangen, das war eine komplizierte Geschichte. Zuerst trug man mich die Treppe hinunter. Vor der Haustür hielt einer der lustigen Wagen mit dem Hottogaul, die mir immer so viel Spaß machten wenn ich sie vom Fenster aus auf- und abrollen sah. In diesen Wagen sind wir gestiegen: ich, Mama und Papa.

Papa hatte eine Flasche mit einem Kautschukstopfen in der Tasche. Die Flasche sah aus der Tasche heraus, und die Leute lachten. Die Leute sind dumm. Hätten sie gewußt, was in der Flasche war, so hätten sie nicht gelacht. Ich habe es nachher erfahren: es war sogenannte sterilisierte Milch, abscheuliches Zeug, nicht zu genießen. Ich habe mich, sobald ich davon gekostet habe, energisch geweigert, dieses Gebräu zu trinken, und so lange habe ich gelärmt und geschrien, bis die

Mama ſich entſchloß, ihre Pflicht zu tun und mir das zu trinken zu geben, was mir allein zukommt und gefällt.

Aber das geſchah erſt ſpäter. In dem Wagen mit dem Hottogaul hatte ich noch keinen Hunger. Der fuhr mit uns rollend und polternd über das Pflaſter, zwiſchen endloſen Häuſern hin. Dann gingen wir in ein großes Haus, und da fanden wir in langen Reihen kleine hölzerne Häuschen aufgeſtellt. Dieſe Häuschen ſtanden auf Rädern, und jedes davon war in winzig kleine Kämmerchen eingeteilt. Das Kämmerchen, das wir betraten, war ganz mit Menſchen angefüllt, und es war entſetzlich heiß.

Das gefiel mir gar nicht. In dem Kämmerchen waren drei oder vier Tanten und ebenſoviele Onkel, die ich alle nicht kannte, und die ſich ſo ſtellten, als ob ſie mich auch nicht kannten. Einer dieſer Onkel, der eine Zeitung las, guckte zornig nach meiner Ecke, ſo oft ich ſchrie. Die andern taten ſo, als ob ſie überhaupt nichts von meiner Anweſenheit merkten.

Es war nicht ſchön in dieſem Kämmerchen. Vorn an der Reihe der kleinen Holzhäuschen mußten wohl Hottogäule ſein, oder aber man ſchob von hinten wie an einem Wagen. Jedenfalls ſetzte ſich die Sache in Bewegung, und nun zogen alle möglichen grauen, braunen und grünen Dinger an den Fenſtern vorbei, leider ſo ſchnell, daß man keine Zeit hatte, ſie ordentlich zu unterſuchen und zu erkennen. Mitunter hielt

das Ding an, ein Onkel oder eine Tante ſtieg aus, und dafür ſtieg ein andrer ein.

Unter dieſen Umſtänden wollte man mich mit der erwähnten Flaſche, die der Vater in der Taſche trug, zum Schweigen bringen, aber Proſt die Mahlzeit! Die Mutter ſchaute verlegen den Vater an und ſchielte nach den fremden Onkeln und Tanten hinüber, als ob die etwas in der Sache mitzuſprechen hätten. Ich aber beſtand auf meinem Recht, und ſchließlich bequemte ſich die Mutter dazu, mir zu trinken zu geben. Die fremden Onkel und Tanten ſagten nichts und ſchauten zum Fenſter hinaus. Ich habe aber bemerkt, daß ſie von Zeit zu Zeit heimlich nach mir hinüberſchielten. Wahrſcheinlich waren ſie auch hungrig, aber da ſollen ſie zu ihrer eignen Mama gehen!

Nach einer Weile, als die Sache wieder einmal anhielt, ſtiegen wir alle aus, und ich wurde in meinen Wagen gelegt, worauf wir eine lange Wanderung durch einen ſehr ſchönen grünen Garten antraten, den man Wald nennt.

Dieſer Wald gefällt mir ausnehmend. Da ſtehen hohe Bäume, deren Aeſte mit grünem Laub beſetzt ſind. Mit dem Laub ſpielen der Wind und die Sonne, und kleine Vögel, die ſich nicht fangen laſſen, pfeifen und trillern ſo luſtig, daß ich gern mitpfiffe, wie es der Vater tut. Der Boden iſt nicht aus harten Brettern wie zu Hauſe und auch nicht aus abſcheulichen Pflaſterſteinen wie auf der Straße, ſondern er

iſt mit Moos und Gras bedeckt, viel weicher und ſchöner als unſer Teppich zu Hauſe. Und zwiſchen dem grünen Moos und Gras wachſen bunte Blumen ohne Zahl, und tauſend kleine Käfer, Mücken, Ameiſen eilen da hin und her und machen verwundert Halt, wenn ſie mich bei ihren Geſchäften erblicken.

Mitten im Wald ſtehen ein paar Häuſer; keines iſt ſo hoch wie unſer Haus in der Stadt, und man braucht nicht fünf Treppen zu ſteigen. Und in all den Häuſern zuſammen wohnen nicht ſo viel Onkel und Tanten wie in Paris in unſrer Straße allein. Die Straße, die mitten durch dieſes kleine Dorf geht, iſt ſehr holperig, und mein Wagen macht große Sätze auf den ungefügen Pflaſterſteinen.

Aber ich habe noch gar nicht aufgezeichnet, daß ich jetzt einen Wagen habe, jawohl, einen Wagen und einen Stuhl. Auf dem Stuhl ſitze ich, wenn die Eltern eſſen, und dann gelingt es mir faſt immer, eine Schüſſel, einen Teller, eine Flaſche oder wenigſtens das Brot mit meinen Fingern zu erwiſchen und auf den Boden zu werfen. Den Stuhl habe ich ſehr gern, denn ſo habe ich doch nicht mehr nötig, auf dem Schoß eines Großen zu ſitzen, wenn ich am Tiſch ſein will. Ich bin jetzt ſelber ein Großer und throne da ſo gut wie Vater und Mutter.

Auch der Wagen iſt eine ſchöne Erfindung. Wenn ich vorher friſche Luft ſchöpfen ſollte, ſchleppte man mich auf den Armen herum, und das war oft un-

bequem. Beſonders wenn ich ſchlafen wollte. Mit dem Wagen iſt es viel ſchöner. Da liege ich beinahe wie im Bett. Bin ich wach, ſo ſehe ich die tauſend Dinge an, die an mir vorüberrollen, will ich ſchlafen, ſo wiegt und lullt das Schaukeln des Wagens mich ein.

Jeden Nachmittag machen wir eine Reiſe. Solange wir auf dem holprigen Pflaſter des Dorfes ſind, ſchiebt die Mutter den Wagen. Draußen im Walde aber muß der Vater drücken. Ich weiß nicht, warum ſie ſich ſo in die Arbeit geteilt haben, aber ich habe gehört, wie die Mutter, als der Vater auch zwiſchen den Häuſern den Wagen ſchieben wollte, ihm geſagt hat, es ſehe lächerlich aus, wenn ein Mann ſo was tue.

Na, mir kann's einerlei ſein, wer den Wagen ſchiebt, ſolange es nicht der Onkel iſt, der jetzt bei uns im Dorfe iſt. Das iſt ein fürchterlicher Menſch, und meine Eltern ſollten mich dem nicht anvertrauen. Einmal läuft er Galopp mit dem Wagen, dann hält er mit einem plötzlichen Ruck inne, und es würde mich weiter nicht wundern, wenn er eines ſchönes Tages die ganze Geſchichte in den Graben würfe. Ich begreife nicht, wie meine Eltern ſo unvernünftig ſein können! Wenn ich mir nachher die Naſe gebrochen habe, iſt es zu ſpät zum Lamentieren!

Im Walde iſt es ſchön.

Wir ſuchen uns ein hübſches Plätzchen, nicht feucht,

ſonnig, aber nicht heiß, der Vater breitet eine große Decke auf das ſchöne weiche Moos, und wir ſetzen oder legen uns alle darauf, ich natürlich in der Mitte.

Das iſt ſehr hübſch!

Hohe, ſchwankende Gräſer und Blumen zittern im Lufthauch und kommen ſpielend herüber zu mir, um mich neckiſch zu kitzeln. Ich haſche danach, halte ſie feſt, ſie ſchlüpfen mir durch die Finger, fliehen weit zurück, kommen wieder heran. Grabſch! Da habe ich es gefaßt. Jetzt kann es nicht mehr weg. Ich unterſuche es genau, zerpflücke den Stengel und die Blättchen. Sieh da, da krabbelt ein kleines ſchwarzes Käferchen auf dem grünen Blatt. Ich tappe danach, aber da geht das Tierchen auf einmal auseinander, faſt ſo wie Mamas Sonnenſchirm. Es macht Srrr und fliegt weg. Ich ſchaue ihm nach, aber nicht lange, denn im Walde wimmelt es von Blumen und Käfern. Alle Sorten gibt es, und alle Sorten freuen mich und ſpielen mit mir.

Aber Papa und Mama können es nicht leiden, wenn ich die Grashalme und Blumen eſſen will. Wozu ſind dieſe Dinge aber überhaupt da, wenn man ſie nicht eſſen darf? Es iſt wahr, man kann mit ihnen ſpielen, aber das iſt doch nichts Ordentliches. Wirkliches Vergnügen hat man nur an den Dingen, die man eſſen kann, und ich kann nach meinen nunmehr achtmonatigen Erfahrungen kühnlich behaupten, daß mir nichts mehr Spaß macht als Eſſen und Trinken.

Und da ich gerade davon rede, muß ich verzeichnen, daß mein Speiſezettel immer größer und reichhaltiger wird. Die beſte Sache iſt freilich die alte geblieben, und wenn es nach mir ginge, bekäme ich überhaupt nichts als Muttermilch. Aber da wird in aller Stille ein Attentat gegen mich vorbereitet, und ich merke wohl, daß dieſe ſchönen Tage nun bald vorüber ſein werden. Jeden Tag gibt es weniger von der Mutter und mehr aus allerlei Schüſſeln und Töpfen. Die rechte Wahrheit zu ſagen, ſchmecken mir alle dieſe Sachen ſehr gut. Am beſten gefällt mir das Ei, dann iſt da ein gelbbrauner Brei, ſogenanntes Kindermehl, und Sagobrei eſſe ich nun ſchon ſeit vier Monaten oder noch länger. Ich werde ſchon ſo alt, daß mein Gedächtnis mich zu täuſchen anfängt.

Ich gebe zu: alles, was man mir zu eſſen gibt, iſt ſehr gut. Aber da ſind ſonſt noch ſo viele Dinge, die mir vortrefflich zu eſſen ſcheinen und die man mir durchaus nicht geben will. Von den Blättern, Blumen und Gräſern habe ich ſchon geſprochen. Auch die Käfer und ſonſtigen Tierchen, die da im Gras herumkrabbeln, würden wahrſcheinlich ganz gut ſchmecken. Aber wie ich ſo etwas in den Mund ſtecke, packt Vater oder Mutter zu und nimmt mir den Leckerbiſſen weg.

Das meiſte Verſtändnis ſcheint in dieſem Punkt der Onkel zu haben, der nämliche, der mit meinem Wagen die Dummheiten macht. Er ſympathiſiert mit

mir und reicht mir Pantoffeln, Stopfen, Brotſtücke, Hüte, Spazierſtöcke und ſonſt alles mögliche, was ihm in die Hände fällt. Das gibt er mir und freut ſich, wenn ich ein Ende in den Mund ſchaffe und das Zeug mit meinen Zähnen — vier oben und zwei unten — klein zu kriegen ſuche. Dafür aber wird der Onkel von Papa und Mama ſtreng ausgeſcholten, und wenn die dabei ſind, fürchtet er ſich und gibt mir nichts zu eſſen. Ich habe mir aber vorgenommen: wenn ich groß bin und machen kann, was ich will, dann eſſe ich alle Stiefel, Pantoffeln, Spazierſtöcke, Teppiche, Tiſchtücher und überhaupt alles auf, was mir in die Hände fällt. Und ganz beſonders werde ich Zeitungen eſſen. Zeitungspapier ſchmeckt ſehr gut, und überhaupt hat man großen Spaß mit Zeitungen.

Ich weiß nicht, was mein Vater will. Er ſagt: „Wenn ich nur den Quatſch nicht leſen müßte!“

Antwortet die Mutter: „Du ſchreibſt ja ſelbſt hinein!“

Brummt der Vater: „Iſt doch Quatſch! Ich begreife nicht, wie irgend jemand, der nicht beruflich dazu gezwungen iſt, jeden Tag eine oder gar mehrere Zeitungen leſen mag! Ich würde es für mein vollkommenes Glück anſehen, keine Zeitung mehr anſehen zu müſſen. Und nun muß ich jeden Tag zwanzig oder mehr anſehen! Eine Tierquälerei!“

Das kann ich nicht verſtehen. Ich leſe ſehr gern die Zeitung. Es iſt mein Hauptvergnügen. Mutter

oder Vater ſetzt mich in meinem Stuhl zurecht, ſtopft ringsum Decken ein, daß ich nicht umfallen kann, und gibt mir dann das Blatt in die Hand:

„Da, Bubi, lies die Zeitung!“

Zeitungleſen iſt wunderſchön! Ich packe das Papier an einem Ende und ſchwinge es hin und her. Es kniſtert und knittert, knarrt und knallt. Es iſt zum Entzücken, und ich jauchze vor Freude laut. Habe ich von dem Schwenken und Flattern genug, ſo nehme ich auch die andre Hand dazu. Jetzt fängt das Zeitungleſen erſt ordentlich an. Mit heftigem Ruck reiße ich von beiden Seiten zugleich. Das Papier kracht und kreiſcht. Ritſch, reißt ein Fetzen ab. Den werfe ich weg und packe das Blatt von neuem. Ein Fetzen nach dem andern muß herunter. Jedesmal tut es einen ſchrillen Kreiſch, der mich kitzelt und freut. Iſt das ganze Papier zu kleinen Fetzen verarbeitet, dann ruhe ich aus von meiner Arbeit und lache dem Vater zu.

Der weiß, was ich ſagen will, denn er verſteht die Säuglingsſprache vortrefflich.

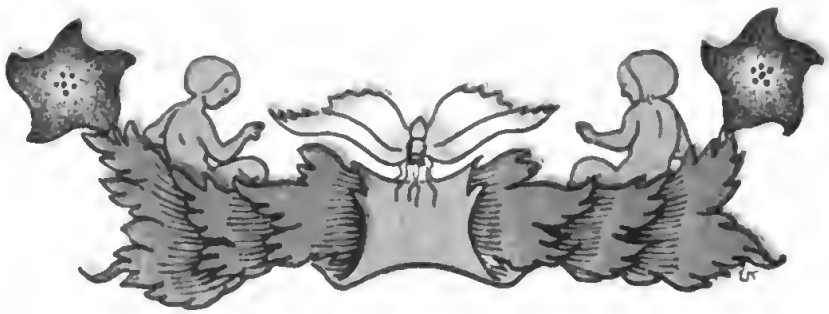
Er nickt mit dem Kopfe und ſagt:

„Du haſt recht, Bubi, das iſt die richtige Art, Zeitungen zu leſen.“

Und dann ſeufzt er und ſchreibt weiter an den Artikeln, die ich morgen oder übermorgen zerreißen werde.

So arbeiten wir zuſammen und ſind vergnügt.

Mein Vater und ich, wir beide verſtehen uns!



5

Babababa — Mamamama

Neulich — um künftigen Geſchichtsſchreibern und Forſchern ihre Arbeit zu erleichtern, füge ich beſtimmend hinzu, daß ich einen Tag weniger oder mehr als acht Monate zählte — plapperte ich ſo vergnügt für mich hin: „Babababababa!“

Da entſtand ein großer Aufruhr im Hauſe. Ich ſelbſt erſchrak am meiſten, denn ich glaubte, es ſei etwas Fürchterliches paſſiert. Denn die Frau, die jetzt auf dem Lande da ſo herumheftelt und ſich über mich entzückt, wenn meine Eltern in der Nähe ſind, dieſe Frau alſo, deren Namen ich noch nicht weiß, da der Vater nur „das alte Weib“, die Mutter aber „Madame“ zu ihr ſagt, die hatte kaum gehört, daß ich „Babababa“ ſagte, als ſie einen ſchrillen und unangenehmen Jubelſchrei ausſtieß und wie beſeſſen die Treppe hinunter und hinaus in den Garten lief, wo ſich die Mutter zu ſchaffen machte.

Von weitem ſchrie ſie ſo gellend und durchbohrend, daß ich oben in der Kammer, wo ich auf dem Boden ſaß und mit einem Tannenzapfen ſpielte, zuſammenfuhr:

„Madame, Madame, il parle! Bébé parle!“

Und dann kamen die Mutter und der Onkel und der Hund und die Nachbarinnen, und alle ſtellten ſich um mich herum und ſagten:

„Sprich, Bubi, ſprich!“

Ich ſchaute ſie ſtumm und beklommen an und verſuchte in ihren Geſichtern die Urſache ihrer Erregung und ihre Wünſche zu leſen. Um mir dieſe deutlicher zu machen, begann eine nach der andern mir vorzuſagen:

„Babababababa, Mamamamama!“

Der Vater war nicht da. Seit wir auf dem Lande ſind, ſehe ich ihn überhaupt nur ſelten. Er muß in der Stadt bleiben und Artikel für die Zeitungen ſchreiben. Sind ſie geſchrieben, dann bringt er mir die Zeitungen mit, und ich zerreiße ſie, was eine ſchöne Sache iſt.

Aber ſo oft er zu uns herauskam, hatte er ſich über „das alte Weib“ geärgert. Das empfing ihn immer mit einem Jubelgruß, halb Krächzen einer Gießkanne, die von einem kleinen Jungen als Trompete benutzt wird, halb Schmierſeife und Rizinusöl. Dieſen Vergleich habe ich nicht ſelbſt erfunden, denn ich kenne die darin genannten Gegenſtände noch nicht, ſondern der Vater, der bei der Mutter über die Alte ſchimpfte.

Der Gruß der Alten aber bestand darin, daß sie eilends dem Vater voraus dahin lief, wo ich lag oder saß und mir vorplapperte:

„Da ist der Papa. Sag Papapapapapa.“

War der Vater nicht da, sondern nur die Mutter, so sagte die Alte: „Mamamamamama.“

Und das konnte der Vater nicht leiden. Die Stimme des „alten Weibes“ ärgerte ihn. Die Mutter war andrer Ansicht. Ueberhaupt merke ich, daß mein braves Elternpaar nicht immer am nämlichen Strange zieht. Wenn irgendein Onkel oder eine Tante da ist, sind sie freilich immer zufrieden und vergnügt miteinander, aber wenn wir drei unter uns sind, dann werden die Meinungsverschiedenheiten ausgefochten, und dabei bin ich leider gewöhnlich das duldende Opferlamm. Denn fast immer handelt es sich um mich, der ich, das kann ich bei aller Bescheidenheit sagen, den mir zukommenden Platz im Mittelpunkte des mich umgebenden Weltgetriebes seit meiner Geburt behaupte und ohne Zweifel mein ganzes Leben lang behaupten werde. Ueber die Art, wie ich genährt werden muß, ob ich zu warm oder zu leicht gekleidet bin, wann ich in den Garten oder in den Wald soll, wie ich gebadet und gewaschen werden muß, und über tausend ähnliche Fragen von größter Wichtigkeit streiten sich die Urheber meiner Tage fast an jedem Tage, wo der Vater uns besucht. Gewöhnlich behält der Vater recht, denn er imponiert der Mutter, indem er gelehrte

Bücher und Profeſſoren zitiert, welche die von ihm verteidigten Erziehungsmethoden empfehlen. Er behält aber nur in dem Wortſtreite recht: in der Sache macht die Mutter, was ſie will.

Das kann ſie um ſo beſſer, als der Vater, wie ſchon geſagt, die meiſte Zeit in der Stadt iſt. Aber auch wenn er bei uns iſt, und ſelbſt wenn ihm die Mutter ſoeben recht gegeben hat, befolgt ſie in der Praxis die von ihm befürworteten Ratſchläge nicht, und wenn er ſich herausnimmt, tätlich eingreifen zu wollen, gerät ſie in großen Zorn und ſagt ihm:

„Rühr ihn nicht an. Geh und ſchreib deine Artikel und laß meinen Sohn in Ruhe!“

Aengſtlich zieht ſich dann der Vater zurück und murmelt höchſtens etwas von unverſtändigem Eigenſinn der Weiber, wenn er nicht vorzieht, ſich durch den lachenden Vergleich mit der Löwin, der man ihr Junges rauben will, aus der Verlegenheit zu helfen.

Oft auch kommt es zum Streit zwiſchen den beiden, weil die Mutter trotz aller zürnenden Verweiſe des Vaters dabei bleibt, mich nie anders als „meinen Sohn“ zu nennen. Dann ſtreiten die beiden wohl eine Viertelſtunde, wer von ihnen das größere Anrecht auf mich habe. Der Vater zitiert da einen Weiſen Namens Kyſarcius und ſagt, der habe in der Lebensgeſchichte des Triſtram Shandy, die der meinigen inſofern ähnlich ſei, als ſie nicht viel weiter gekommen ſei als bis jetzt die meinige, aus den bedeutendſten

Autoritäten der Gelehrſamkeit nachgewieſen, daß die Mutter eines Kindes überhaupt nicht verwandt mit ihrem Kinde ſei und ſomit nicht das Geringſte in Sachen des Kindes zu ſagen habe. Und daß es ſomit zwar dem Vater freiſtehe, das Kind „mein Sohn“ zu nennen, daß hingegen die Mutter nimmermehr eine ſolche Bezeichnung gebrauchen dürfe. Höchſtens dürfe ſie „unſer Sohn“ ſagen, und auch das nur mit der vorher ergangenen Genehmigung des Vaters. Dazu aber ſagt die Mutter gar nichts, ſondern lacht den Vater nur aus, während ſie die Achſeln zuckt. Ich glaube danach, in der Theorie der gelehrten Bücher mag wohl der Vater die Hauptperſon im Hauſe ſein, im praktiſchen Leben aber hat er nichts zu ſagen, und da iſt die Mutter Gebieterin.

Alſo wenn die Alte den Vater damit begrüßte, daß ſie ſich neben mich ſtellte und mit der roſtigen Schmierſeifenſtimme flötete: „Bababababa“, dann wurde der Vater bös. Er tat, als ob er die Alte weder hörte noch ſähe, nahm mich auf und ſchleppte mich weg, um mit mir allein zu ſein und mir ſeine Geſchichten zu erzählen.

Die Mutter ſagte, er habe unrecht, denn nur auf dieſe Weiſe könne ich ſprechen lernen. Der Vater ſagte, das ſei nicht „ſprechen“, wenn ich irgendeinen Laut von mir gäbe, deſſen Bedeutung mir gar nicht klar ſei. Und dann redete er theoretiſch und die Mutter praktiſch.

Das alte Weib hatte mich ungefähr zwei Monate lang mit ihrem „Bababababa“ und „Mamamamama“ gequält, da tat ich ihr eines Tages den Gefallen, als ich mit meinem Tannenzapfen plauderte, diesen vortrefflichen Kameraden „Babababa“ zu nennen. Die Wirkung meiner Aeußerung habe ich schon beschrieben.

Als einige Tage später der Vater zu uns kam, lief ihm alles mit Freudengeschrei entgegen:

„Bubi spricht! Er sagt Papa!“

Der Vater machte sein von den Bemühungen der Alten bekanntes spöttisches und unzufriedenes Gesicht und sagte nur:

„Dummes Zeug!“

Auch als man ihn dann zu mir geführt und ich nach vielen Aufforderungen mein „Babababa“ hatte hören lassen, wurde er deshalb nicht so zufrieden und stolz, wie es alle andern gewesen waren.

Erst jetzt scheint er auf die Tatsache stolz zu sein, daß ich zuerst „Bababababa“ und erst einige vierzehn Tage später „Mamamamama“ gesagt habe. Er behauptet in seinen Gesprächen mit der Mutter, dies sei ein neuer Beweis dafür, daß der Vater die Hauptperson im Hause sei. Dann stellen sich wohl die beiden neben mich und versuchen wetteifernd, wer die erste Begrüßung aus mir herausbringen kann.

Der Vater macht sein „Babababa“ fast so schmierseifern und ölglatt wie das alte Weib, und die Mutter ruft dagegen ein verführerisches „Mamamamama“. Ich

aber verhalte mich neutral, gebe keinem von beiden recht und ſage entweder gar nichts oder zur Abwechſlung: „Jajajajaja“.

Dieſes „Jajajaja“, das ich erſt lernte, als ich beinahe zehn Monate alt war, erfreut anſcheinend den Vater noch mehr als mein „Babababa“. Er ſagt, das ſei ein Zeichen, daß das deutſche Blut ſtärker in mir ſei als das von der Mutter überkommene franzöſiſche, und fordert die Mutter hohnlächelnd auf, mich einmal „Oui“ ſagen zu laſſen. Ueber kurz oder lang werde ich das auch tun, und ich ſehe ſchon die Zeit herannahen, wo ich genau ſo viele Dummheiten im Laufe des Tages ſagen werde wie die Menſchen, die mich umgeben.

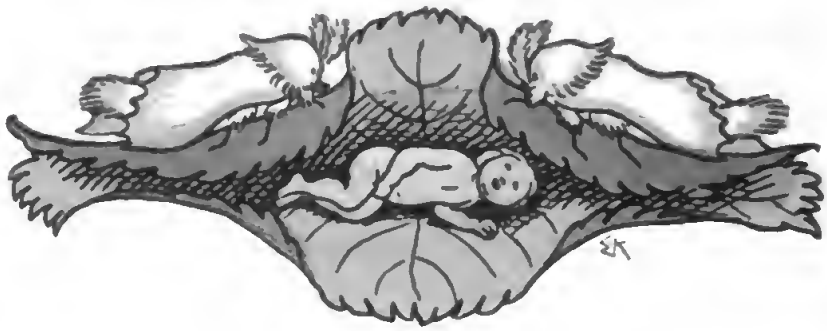
Vorläufig aber ſage ich nichts Dummes, denn ich bilde noch keine Worte und noch weniger Sätze. Um der Wiſſenſchaft zu dienen und auch, weil ich fürchte, es ſpäter nicht mehr ſo genau zu wiſſen, verzeichne ich alſo, daß ich den erſten, von meiner Umgebung für artikuliert erklärten Laut hervorgebracht habe, als ich acht Monate alt war. Und zwar war das „Baba“, danach kam „Dada“, fernerhin „Mama“, „Jaja“ und „Nana“. In dieſem Augenblick, wo ich knapp zehn Monate alt bin, kämpfe ich mit „Wawa“ und bringe es ſchon ganz deutlich heraus.

Mitunter, beſonders wenn man mich ſchwer gekränkt hat und ich mein Herzeleid laut in die Welt hinausjammere, genügt mir der Laut „a“ nicht, und

ich hänge noch ein „i“ daran. Dieſes ſtöhnende und jammernde „ai“ hört der Vater nicht gern. Er behauptet, wie „Jaja“ deutſchen, ſo ſei „ai“ franzöſiſchen Urſprungs, und wenn ich ein richtiger deutſcher Junge wäre, ſo dürfte ich nur „au“ oder „o“ weinen.

Wie ich aus den Geſprächen meiner Umgebung vernehme, ſtehe ich erſt ganz am Anfang meiner Sprachſtudien und habe noch die größte Zahl der zum verſtändigen Sprechen nötigen Laute zu erlernen. Na, ſehr lange wird es nicht mehr dauern, und ich bin ein ebenſo großer Schwätzer wie das alte Weib, das den ganzen Tag plappert und dummes Zeug ſchwatzt. Die Sache eilt mir aber gar nicht, und ich verſpüre im Grunde wenig Bedürfnis, den Leuten Geſchichten zu erzählen oder gar mir von ihnen Geſchichten erzählen zu laſſen.

Indeſſen werde ich mich doch bequemen müſſen, die Sprache der Erwachſenen zu lernen, da ſie keine Luſt bezeigen, die meinige ordentlich zu ſtudieren, und ſich über meine Befehle, ſo deutlich ich ſie auch hinausſchreie, jeden Augenblick irren. Aus dieſem Grunde wird es gut ſein, mir ihre Sprache anzueignen, damit ſie mir nicht zu trinken geben, wenn es mir kalt iſt, oder mich ſchlafen legen, wenn ich meinen Tannenzapfen haben will. Alſo muß ich fleißig üben: „Babababamamamadadadadajajajananananana“.



6

Selbſt iſt der Mann

Mein Vater hat der Mutter den folgenden Satz vorgeleſen:

„Wie das Kind die Mimik des Lachens oder Weinens verſtehen lernt, indem es dieſe Mimik mitmacht und an dem eignen Muskelvorgang, den es hervorruft, auch die innere Urſache des Behagens oder Unbehagens zu empfinden imſtande iſt, ſo — — —“

Meine Mutter hat das nicht verſtanden. Ich auch nicht. Aber mein Vater hat die Sache ins Verſtändliche zu überſetzen geſucht. Er ſagte, der Satz ſolle bedeuten, daß die Kinder erſt von den Großen abgucken müſſen, wie man weint und lacht. Daß ſie aber von ſelber nichts wiſſen, ſondern alles erſt durch Nachahmen erlernen. Der Mann, der den Satz geſchrieben, hat ein ganzes Büchelchen mit ſolchen Sätzen angefüllt, und mein Vater ſagt, man müſſe jeden Satz dreimal von vorn nach hinten und ebenſo oft von hinten nach

vorn leſen, ehe man einen Dämmerſchein von dem erhalte, was der Schreiber eigentlich ſagen wolle. Und ganz ſicher ſei man ſeiner Sache nie, ſo daß alſo auch in dieſem Falle die Ueberſetzung des Vaters vielleicht nicht richtig iſt und der Satz etwas ganz andres bedeutet. Auch hat er geſagt, der Mann, der das geſchrieben, ſei ein berühmter Bildhauer, der in ſeiner Kunſt ebenſo klar und verſtändlich ſei, wie ſeine Literatur dunkel und unverſtändlich iſt.

Dem allen habe ich nicht ſehr aufmerkſam zugehört. Was mich intereſſierte, war nur die Behauptung, daß wir Kinder alles erſt den Erwachſenen abſehen müßten, daß wir nicht einmal lachen und weinen könnten, wenn uns die Erwachſenen das nicht vorgemacht hätten. Das iſt wieder eines der lächerlichen Vorurteile der erwachſenen Menſchen, deren ich auf dem von Tag zu Tag länger werdenden Lebenspfade immer mehr antreffe. Neulich hat mein Vater behauptet, ich ſei überhaupt nur ein ſeelen- und gedankenloſer Fleiſchklumpen. Seither habe ich ihm ſchon gezeigt, daß ich genau ſo viel Seele und Gehirn habe wie er. Jetzt kommt gar dieſer Bildhauer, der wahrſcheinlich niemals mit andern als mit ſteinernen Kindern zu tun gehabt hat, und behauptet, ich müſſe erſt ihn anſehen, um nachmals weinen oder lachen zu können.

Warum ſagt er nicht auch gleich, ich hätte das Schreien erſt von meinem Vater lernen müſſen? Warum geht er nicht bis zum Saugen?

Es iſt zu komiſch, was dieſe großen Menſchen ſich alles einbilden! Nein, Herr Bildhauer, ich konnte ſchreien, als ich eine Sekunde auf der Welt war, und obſchon meine Mutter etwas früher auch geſchrien hat, ſo kann ich doch auf Ehre und Gewiſſen verſichern, daß es durchaus nicht in meiner Abſicht lag, ſie mit meinem Geſchrei nachzuahmen.

Es wäre mir auch ſehr ſchwer geweſen, ſie nachzuahmen und, wie ſie ſagen, ihre Mimik mitzumachen, denn meine an das lange Dunkel meines frühern Aufenthaltes gewöhnten Augen ſahen in der neuen, hellen Umgebung tagelang überhaupt gar nichts. Ich habe alſo geſchrien, nicht um jemand nachzuahmen, ſondern weil mir die Sache ohne Zweifel Vergnügen machte. Ich wollte den Leuten ganz einfach anzeigen, daß ich angekommen war, und das konnte ich, da man mir keine Blechtrompete gegeben hatte, nur mit Hilfe meiner Stimme tun. Nachgeahmt aber habe ich dabei keinen Menſchen, und die Mimik der andern kümmerte mich nicht.

Mit dem Weinen und Lachen iſt es mir ebenſo ergangen. Das Weinen habe ich zuerſt gelernt. Es wäre auch ſonderbar, wenn man eine ſo miſerable Welt mit Lachen begrüßte. Weinen, richtig weinen mit Tränen, die meinen kaum ſehenden Augen entquollen, konnte ich ſchon am vierten oder fünften Tage nach meiner Ankunft. So ganz genau bis auf die Stunde kann ich die Sache nicht mehr beſtimmen, denn ich bin jetzt ſchon ſechs Monate alt und fange an, wie

die Erwachſenen vergeßlich zu werden. Aber ich kann auch hier wieder verſichern, daß mir kein Menſch dieſe Mimik vorgemacht hat. In den ganzen ſechs Monaten meines Daſeins habe ich bis jetzt keinen Menſchen weinen ſehen: die großen Leute ſind alle ſo verſtockt und verhärtet, daß die Abſcheulichkeiten, die ſie doch täglich anſehen und erleiden müſſen, gar keinen Eindruck mehr auf ſie machen, und gleichgültig gehen ſie vorüber, wo empfindſame Säuglinge wie ich bittere Tränen vergießen.

Anders ſteht es mit dem Lachen. Weiß Gott; man lacht genug um mich herum, und kaum ſchaue ich irgend jemand ins Geſicht, ſo fängt der Mann oder die Frau auch ſchon zu grinſen an. Es iſt wahr, daß ich dann mitunter mitlache. Aber das tue ich wahrhaftig nicht, weil ich die Mimik des Lachenden nachahmen will, ſondern weil ich ein guter Kerl bin und gern jedem Menſchen einen Gefallen tue. Und daß ich den Leuten einen Gefallen tue, wenn ich mit ihnen lache, das habe ich ſchon längſt gemerkt. Ich lache alſo aus purer Gutmütigkeit: Ça me coûte si peu et ça leur fait tant de plaisir, würde ich ſagen, wenn ich Franzöſiſch verſtünde. Aber auch hier muß ich energiſch Verwahrung einlegen gegen die Behauptung, ich hätte das Lachen erſt von den Großen gelernt. Nein, das habe ich ganz allmählich ausprobiert, ganz für mich allein, ohne irgendwelche äußere Anleitung. Ich habe ganz allein für mich gemerkt, daß das Wohlbehagen in Magen und Mund,

um die Rippen herum und die Haut entlang bis hinunter zu den Fußſohlen eine ſehr ſchöne Sache iſt, und dieſes Wohlbehagen tut ſich kund nicht nur durch jenes Verziehen des Mundes, welches man Lachen nennt, ſondern zugleich ziehe ich auch die Beine gegen den Leib, krümme ſie zuſammen, rücke das Bauchfell in die Höhe und zapple mit Füßen und Händen. Meint jener Bildhauer vielleicht, der Vater, die Mutter oder die Großmutter hätten mir dieſe Mimik vorgemacht? Ach Gott, die Leute ſind ja ſo eingewickelt, beinahe ſo ſchlimm wie ich ſelber, und wenn ſie wirklich eine ſolche Mimik ausführten, ſo könnte ich das doch nicht ſehen. Ich habe alſo die ganze Mimik, über die ich verfüge, aus ſelbſteigner Kraft gelernt und nicht durch Nachäffung der andern.

In dieſem Augenblick bin ich daran, den Zweck und Nutzen meiner Hände auszuprobieren. Damit habe ich allerdings ſchon vor vier Monaten begonnen, aber damals war ich noch ſehr ungeſchickt und kratzte mich ſelber mehr, als mir lieb war. Auch jetzt habe ich die Sache noch nicht ordentlich heraus, aber von Tag zu Tag mache ich Fortſchritte, und ich zweifle nicht, daß ich bald imſtande ſein werde, alles, was ſich in Greifweite befindet, zu faſſen, zu halten und zu drehen und zu wenden, wie es mir gefällt. Und dabei fällt es mir nicht im Traume ein, meinem Vater oder meiner Mutter oder ſonſt irgend jemand zuzuſehen, wie ſie ſich ihrer Hände bedienen. Das probiere

ich alles ſelber aus, ohne irgendwelche Anleitung und Lehre. Zuerſt kamen meine Hände nur von ungefähr mit irgendeinem Gegenſtande in Berührung. Nach und nach habe ich in mühſamen und langwierigen Studien herausgebracht, wie ich die Arme bewegen muß, um die Hände an die gewünſchte Stelle zu bringen. Das hat mich mindeſtens zwei Monate gekoſtet, und ich bin immer noch nicht perfekt in der Sache. Als ich aber darin ungefähr Beſcheid wußte, galt es, nunmehr auszuprobieren, wie die Finger arbeiten.

Das iſt eine ſehr ſchwierige Geſchichte, denn es gibt tauſend Möglichkeiten, einen Gegenſtand mit den Fingern zu berühren, und nur eine einzige iſt richtig, wenn es ſich darum handelt, die Sache zu faſſen und feſtzuhalten. Mindeſtens drei Wochen lang habe ich mich damit abgequält, ehe ich wußte, daß man mit dem Rücken der Hand nichts ergreifen kann. Beinahe zwei Monate hat es gedauert, ehe ich verſtand, daß es ein ſchlechtes Syſtem iſt, das Ding zwiſchen zwei Finger zu nehmen und dieſe ſeitwärts zuſammenzudrücken. Daß es das richtige iſt, die Sache ſo zwiſchen die Finger zu kriegen, daß ich die ganze Hand ſchließen und den Gegenſtand zwiſchen der Handfläche und den Fingern halten kann, iſt mir erſt ganz in den letzten Tagen klar geworden. Und noch bin ich nicht am Ende meiner Forſchungen. Es dämmert mir jetzt ſchon, daß der eine kurze und dicke Finger, der allein ſteht, während die vier andern zuſammen eine Reihe bilden,

eine ganz beſondere Rolle ſpielen muß. Ich bemühe mich eifrig, dieſer Sache auf den Grund zu kommen, und ich erwarte zuverſichtlich, daß meine Bemühungen erfolgreich ſein werden.

Das aber kann ich beteuern, daß bei allen dieſen Experimenten, die mich meine Zeit, ſehr viel Nachdenken und unendliche Mühe koſten, die Nachahmung der erwachſenen Menſchen nicht die geringſte Rolle ſpielt. Und auch ſonſt ſind mir die Erwachſenen dabei von gar keinem Nutzen. Zwar fällt es mitunter einem Zuſchauer, der mich beobachtet, ein, mir den Gegenſtand, den ich erfaſſen möchte, handgerecht zwiſchen die Finger zu drücken, aber das nützt mir nicht das geringſte. Nur durch eignes Probieren und Selbſtmachen komme ich vorwärts, von den Erwachſenen lerne ich nichts, nicht das geringſte.

Doch, es iſt wahr, hie und da ſehe ich etwas, das mich zur Nachahmung reizt, aber das bezieht ſich nie auf den Gebrauch der Dinge, die ich von Geburt beſitze. Sondern es handelt ſich dann um fremde Dinge, die von den Erwachſenen erfunden und gemacht worden ſind. Daß ich an der Bruſt der Mutter treffliche Nahrung finde, weiß ich von ſelber, und das hat mir kein Menſch vorgemacht, daß aber in einer weißen Schüſſel etwas zu eſſen iſt, und daß man aus einem Glas trinken kann, das habe ich allerdings erſt von den großen Menſchen lernen müſſen. Wenn Vater und Mutter eſſen, legen ſie mich auf das Kanapee,

aber das gefällt mir nicht: ich will mit dabei ſein am Tiſch. Der Vater nimmt mich alſo auf den Schoß, denn da er lange Arme hat, kann er ganz gut um mich herumgreifen und ſo beide Hände zum Eſſen gebrauchen. Wenn er mich nicht aufnimmt, mache ich einen ſolchen Lärm, daß der gute Mann froh iſt, mir den Willen tun und mich zum Schweigen bringen zu können. Da am Eßtiſch lerne ich ſehr viele Dinge durch Nachahmung. Ich ſehe, wie der Vater eine hellgelbe Flüſſigkeit in ein durchſichtiges Glas gießt und dann dieſes Glas an den Mund bringt, worauf die Flüſſigkeit verſchwindet.

Das gefällt mir, denn ich ſage mir: das muß eine gute Sache ſein. Ich verlange alſo, daß ich auch etwas von der Sache bekomme. Der Vater lacht und hält mir das Glas an die Lippen, die Mutter aber zankt und will das Glas wegnehmen. Raſch ſchnappe ich zu, aber ich hätte ebenſogut der Mutter ihren Willen laſſen können, denn das Zeug ſchmeckt gar nicht ſonderlich, und ich habe nichts dagegen, daß man das Glas ſofort wegnimmt, obſchon ich kaum das kleinſte Tröpfchen bekommen habe. Manchmal gibt es auch beſſere, ſüße Sachen, die man mir mit einem Löffelchen in den Mund ſteckt. Hierin lerne ich alſo in der Tat etwas durch Nachahmung der Erwachſenen, was aber Lachen, Weinen und andre natürliche Dinge anlangt, ſo ſtehe ich darin ganz auf eignen Füßen, oder vielmehr ich liege darin ganz auf dem eignen Rücken und habe keinem Menſchen etwas abgeguckt.

7

Das Bad und der Topf

Eine Sache, die mich erfreut, iſt das Bad. Anfangs hatte ich Angſt, aber jetzt macht es mir Spaß. Man ſetzt mich in eine große Holzbütte, die der Vater eigens für mich hergeſtellt hat. Und er bildet ſich ein, das Bad gefalle mir deshalb ſo gut, weil ſeine Bütte die Hälfte eines Rheinweinfäßchens iſt, das er in der Mitte durchgeſägt hat. Zuerſt waren die Ränder rauh und ſcharf, und wenn ich mit dem Halſe darankam, gab es einen roten Kratzer auf der Haut. Da hat der Großvater eines Tages einen Hobel mitbringen und die Ränder glätten müſſen. Jetzt iſt alles in Ordnung, ich kann mir nicht weh tun, und der Vater kann ſich an dem Weingeruche freuen, der immer noch in dem Holze ſteckt. Ich für mein Teil mache mir nichts aus dieſem Geruche, obſchon der Vater dies glaubt. Der gute Mann irrt ſich überhaupt ohne Unterlaß, wenn er meine Gefühle und Gedanken zu interpretieren ſucht.

Die Bütte wird zur Hälfte mit lauem Waſſer angefüllt, und dann ſetzt man mich da hinein. Das iſt ein ſehr angenehmes Gefühl, und ich bin vergnügt. Nach einer Weile werde ich luſtig. Dann plätſchere ich mit beiden Händen und ſende Spritzer und Lachen über den Teppich. Das kann nun wieder die Mutter nicht leiden, während der Vater nur lacht, wenn der Teppich ſo oder anders naß gemacht wird. Er hat mehr Spaß an meinem Vergnügen als an dem Teppich. Um mich zu ruhigem Verhalten zu verlocken, gibt mir die Mutter ein paar Stopfen in die Bütte, die dann auf dem Waſſer herumſchwimmen, wo ich ſie zu fangen ſuche. Das iſt auch ganz hübſch, aber das Plätſchern gefällt mir doch beſſer. Freilich iſt die Sache nicht ungefährlich: wenn ich mit den Armen arbeite, wollen die Beine auch mit, und bei dem Strampeln verliere ich das Gleichgewicht und plumpſe entweder ganz in das Waſſer oder knuffe mir den Kopf am Rande meiner Bütte. Deshalb ſitzt immer eine Leibwache dabei, um mich zu halten und zu ſtützen, wenn ich ins Rutſchen und Fallen gerate.

Und da fällt mir noch eine andre Sache ein, bei der es noch ſchwieriger als in der Bütte iſt, das Gleichgewicht zu bewahren. Das iſt eine neue Erfindung, die an mir erprobt wird, ſeit wir vom Lande in die Stadt zurückgekommen ſind. Früher ließ man mich in Ruhe meine Geſchäfte beſorgen, große wie kleine. Alle paar Stunden zog man mir die Zeugen

dieſer Geſchäfte, die naſſen Windeln nämlich, ab und hüllte mich in friſche. Jetzt ſoll das anders werden: zwar beſteht man nicht darauf, die Windeln müßten trocken bleiben, aber man will mir ſonſt nichts als das Näſſen geſtatten. Ich aber habe noch ganz andre Geſchäfte zu beſorgen. Und dieſe Geſchäfte gehen nicht ſo ſtill und heimlich ab wie die andern. Da ich nichts ſo nebenbei, ſondern alles mit ganzer Willens- und Körperkraft tue, ſo merkt man mir am Geſicht an, was ich vorhabe. Ich beiße nämlich die Zähne aufeinander, halte den Atem an und drücke, was ich kann. Und dabei werde ich brandrot im Geſicht, und kleine Tröpfchen dringen aus meinen zuſammengekniffenen Augen.

Früher ließ man mir meine Ruhe, und das war nicht mehr als billig. Der Vater verlangt doch auch, man ſolle ihn in Ruhe laſſen, wenn er an der Arbeit iſt, und er kann gewaltig ſchimpfen, wenn Mama oder ich ihn bei ſeiner Schreiberei ſtören. Was aber dem einen recht iſt, das ſollte dem andern billig ſein. Oder bildet ſich der Vater etwa ein, was er an ſeinem Schreibtiſch macht, ſei wichtiger als das, was ich in meine Windeln mache? Für ihn vielleicht, aber gewiß nicht für mich.

Ich finde es alſo ebenſo ungerecht wie töricht, mich in meiner Beſchäftigung zu ſtören, wie es in der letzten Zeit geſchieht. Denn ſo oft ich das Signal gebe und rot werde, ſtürzt man ſich auf mich, entfernt in größter

Eile die Windeln und ſetzt mich auf ein Ding, das weder ein Schemel noch ein Hut iſt. Mit dem großen Hute, den der Vater aufſetzt, wenn er abends ins Theater geht, hat das Ding die meiſte Aehnlichkeit. Nur iſt es nicht ſchwarz, ſondern weiß, und man hängt es nicht an der Wand auf, ſondern ſchiebt es in den Nachttiſch. Auf dieſes Ding werde ich geſetzt, und dann beginnt ein lächerliches Schauſpiel, das mir wahrhaftig keine Hochachtung für die erwachſenen Menſchen einflößt. Da ſtehen nämlich Irma, die Mutter und mitunter auch der Vater um mich herum und ahmen mich nach. Alle halten den Atem an, werden rot im Geſicht und ſtöhnen und krockſen, als ob ſie in großen Beſchwerden ſeien, genau wie ich es bei meinem Geſchäfte tue. Ich weiß nicht, wollen die Leute ſich über mich luſtig machen, oder wollen ſie mich durch ihr Beiſpiel zur Nachahmung verlocken. Das aber weiß ich, daß der Sitz auf dem Ding verwünſcht unſicher iſt: drei- oder viermal ſchon bin ich mit der ganzen Beſcherung umgefallen, wenn man einen Augenblick meinen Arm losgelaſſen und die Augen von mir abgewendet hatte.

Ein Unglück war das weiter nicht, denn das Ding war leer. Ich habe nämlich nicht die geringſte Luſt, den Leuten den Willen zu tun, nur weil ſie ſich dahinſtellen und Grimaſſen ſchneiden, die ich als eine Verhöhnung meiner Perſon betrachten muß. Und überhaupt iſt mir dieſe ganze Einrichtung unangenehm. So

wie es bisher gewesen ist, gefällt es mir ganz gut, und ich sehe die Notwendigkeit einer Aenderung nicht ein. Warum soll ich auf dem Topf machen, was ich mit weit weniger Beschwer und ohne jegliche Umstände in den Windeln besorgen kann? Habe ich also meine Besorgung angefangen, und man greift mich, um mich auf den Topf zu setzen, so stelle ich alsbald meine Tätigkeit ein und lasse die Leute um mich herum ruhig stöhnen und drücken. Fällt mir nicht ein, sie nachzumachen. Ich kümmere mich nicht um ihre Geschäfte: mögen sie Windeln oder Töpfe benutzen, mir ist es einerlei. Dafür sollen sie aber auch mich in Ruhe lassen und mich nicht zwingen wollen, mich ihren Wünschen zu bequemen. Und ich will doch sehen, wer es am längsten aushält. Bereits hat die Mutter begonnen, schlapp zu werden. Wenn der Vater mit einem Indianergeheul auf mich losfährt und schreit: „Schnell, schnell! Den Topf! Er drückt!“ dann ziehe ich mich zusammen, als ob ich Essig getrunken hätte, — ein Vergleich des Vaters. Was ist Essig? — und die Mutter kommt mißmutig an und sagt: „O, es ist nicht der Mühe wert, er macht ja doch nichts.“

Ich habe also begründete Aussicht, die Pläne und Verschwörungen gegen meine Ruhe und Bequemlichkeit zu vereiteln. Noch sechs oder sieben Angriffe, denen ich mit stoischem Gleichmute und grimmiger Verschlossenheit entgegensehe, und die Leute geben die Sache auf und lassen mich zufrieden in meinen Win-

deln. Ueberhaupt, wozu hat man Windeln, wenn nicht, um ſeine Geſchäfte darin abzuwickeln? Darauf bitte ich mir Antwort aus, und ſolange mir die Antwort nicht geworden iſt, werde ich allen Töpfen der Erde mit Gleichmut und Mißachtung gegenübertreten! Und ich verbitte mir ſolche Bemerkungen wie Dreckbub und ähnliches, was mich der Vater heute morgen genannt hat, weil ich meine Geſchäfte auf ſeinem Schoße beſorgt und dabei ſeine Hoſen nicht geſchont habe. Wenn ihm das unangenehm iſt, hätte er ſich früher bedenken ſollen. Ich habe nicht von ihm verlangt, auf die Welt geſetzt zu werden. Hinterrücks und ohne mich um meine Meinung zu fragen, hat man mich hineinbugſiert, durchaus ohne mein Zutun. Und wenn man mich gefragt und ich die Welt gekannt hätte, würde ich ſehr energiſch gegen das Vorhaben meiner Eltern proteſtiert haben. Und jetzt, wo man mich alſo ſchnöde hergebracht hat, möchte man auch gar noch mich dafür ausſchimpfen, daß ich auf der Welt bin! Welch eine perfide Menſchengeſellſchaft!

Die Menſchen ſind es nicht allein, die ſich daran freuen, mir das Daſein zu verbittern: ich bin umgeben von Gegenſtänden, die eigens zu meinem Aerger und Kummer da ſind. Allerdings muß ich zugeben, daß ich auch einige Freunde habe. Die Badbütte iſt meine Freundin, und der Topf verhält ſich wenigſtens neutral. Ein heimtückiſcher Feind aber iſt der kleine Schemel, deſſen ſich die Mutter zu bedienen pflegt,

um ihre Füße darauf zu ſtellen. Dieſer Schemel iſt eine wahre Kanaille und hat mehr Liſten und Tücken in den Beinen als drei Menſchen, wie ich ſie kenne, im Kopfe. Wenn man mich auf den Fußboden ſetzt, fängt der Kerl ſogleich Streit mit mir an. Er ſchiebt ſich dicht an mich heran, und wenn ich ihn faſſe, fällt er plötzlich um und trifft mich hart auf Hand oder Fuß. Vergebens ſuche ich ihn zur Ruhe und wieder auf die Füße zu bringen. Ich mag ihn greifen, wo ich will; ich mag heben, ſchieben oder ziehen, immer geht er nach einer andern Richtung, als ich beabſichtige, und ohne Unterlaß iſt er darauf aus, die überraſchendſten Purzelbäume zu ſchlagen, deren einziger Zweck der iſt, mir einen Klaps zu geben. Wenn ich nicht ſo mutig und ſo beharrlich wäre, hätte ich den Kampf längſt aufgegeben, ſo aber gehe ich jeden Tag drei- oder viermal immer von neuem an den Feind und ſuche ihn unterzukriegen. Bis jetzt iſt es mir nicht gelungen, aber ich habe Zeit und werde ihm ſchon hinter die Schliche kommen, daß er zu Kreuz kriechen muß.

Daß die Stühle meine Feinde ſind, habe ich neulich ſchon geſagt: ſie lauern nur auf eine Gelegenheit, unverſehens auf mich zu fallen und mir Bücher oder was ſonſt auf ihnen liegt, auf den Leib zu werfen. Ein ſehr gefährlicher Feind, vielleicht der gefährlichſte von allen, denn er iſt überall, iſt der Fußboden. Der hat die abſcheuliche Gewohnheit, plötzlich hinter mir

aufzufteigen und mich ſcheußlich auf den Kopf zu hauen. Mitunter ſpringt er vor mir auf und trifft mich auf die Naſe, aber den Angriff von hinten zieht er vor. Aehnliche unverſehene Angriffe übt hie und da der Diwan auf mich aus, wenn ich auf dem Teppich herumrutſche und mit dem Schemel kämpfe oder mich mit meinen Freunden amüſiere. Auf einmal, wenn ich gar nicht an den alten ekligen Kerl denke, kriege ich einen Schlag auf den Kopf, daß mir Hören und Sehen vergeht, und wenn ich mich umſchaue, iſt es der Diwan, der mir mit ſeiner harten und ſcharfen Holzkante einen Stoß gegeben hat. Einen ſehr gefährlichen Feind bringt der Großvater mit. Ich weiß nicht, wozu er das Ding in der Hand trägt. Es iſt ein langer Stock, ein gut Teil länger als ich und mit einem glänzenden runden Knopf am Ende verſehen. Dieſes Ding hat eine merkwürdige Angewohnheit, aus dem Gleichgewicht zu kommen. Wenn ich es in der Mitte faſſe und damit nach vorne oder nach der Seite eine Bewegung ausführe, überſchlägt es ſich plötzlich und haut mir auf den Kopf oder auf die Hand, daß es nicht mehr ſchön iſt. Dann iſt da ein vierzinkiges, ſpitzes und glänzendes Ding, das ſich bei den Mahlzeiten langſam und ſchleichend immer mehr dem Platze nähert, wo mein Stuhl ſteht. Die Mutter oder Irma legen es zu Anfang immer ſo weit von mir weg, daß ich es nicht erreichen kann. Im Verlaufe der Mahlzeit aber rückt das Ding näher und näher, bis ich es

ſchließlich in der Hand halte. Und dann fängt es an, um ſich zu ſtechen. Einmal hat es mich ſchon in den Backen, ein andermal in die Hand geſtochen.

Einen Freund beſitze ich dagegen in einem andern ähnlichen Ding, das ebenfalls auf dem gedeckten Tiſche liegt, aber keine Zinken und Spitzen hat, ſondern rund zuläuft. Dieſes Ding wird mit dem einen, etwas hohlen Ende in irgendeine Schüſſel getunkt und mir dann mit dem nämlichen Ende in den Mund geſteckt. Da iſt dann immer etwas Süßes oder ſonſt etwas Gutes dran. Nach und nach habe ich gelernt, das Ding in die Hand zu nehmen und allein in den Mund zu bringen. Das war eine ſchwierige Sache. Es kam immer mit dem falſchen Ende an, und oft verirrte es ſich nach dem Ohre, verfing ſich in den Haaren oder blieb am Backen hängen. Eine Weile hielt ich es aus dieſen Gründen ſogar für einen Feind wie das Zinkending, aber ich habe mich wohl geirrt, denn erſtens bringt mir das hohle Ding, wie ſchon geſagt, ſüße Sachen in den Mund, zweitens ſticht es mich nicht, und drittens geht es jetzt ſchon ganz vernünftig ſeinen Weg und verkramt ſich nicht mehr im Halſe oder in den Haaren.

Mein beſter Freund aber iſt ein Tannenzapfen, den ich aus dem Walde in die Stadt mitgebracht habe. Den habe ich jetzt ſchon vier Monate, und noch nie hat er mir weh getan. Er iſt rund und doch eckig, hart und doch weich, einförmig und doch mannigfaltig.

Man kann ſich ſtundenlang mit ihm beſchäftigen und immer neue Klappen und Kammern entdecken. Nur zum Eſſen iſt er nicht gut, und wenn ich an ihm lutſche, macht er mir einen bittern Geſchmack im Munde. Zwei ſehr gute Freunde, die mich ſtark intereſſieren, ſind eine kleine Pappſchachtel und ein Stück Holz, das gerade in dieſe Schachtel hineinpaßt. Es iſt ungemein ſchwierig, das Holz aus der Schachtel zu nehmen und es nachher wieder hineinzulegen. Einmal ſteht die Schachtel falſch auf dem Tiſch, ein andermal hält man das Holz verkehrt. Die Schachtel iſt nur an einer Seite offen, und es iſt ganz nutzlos, zu verſuchen, das Holz an einer der andern Seiten hineinzubringen. Es hat mich wenigſtens drei Tage gekoſtet, bis ich heraushatte, welche Seite die offene und ſomit die richtige iſt. Und ebenſo lang habe ich damit zugebracht zu entdecken, daß das Stück Holz nicht quer, ſondern längs der Schachtel gehalten werden muß, daß es den Rand der Schachtel nicht ſtoßen darf, daß ſein Ende mit dem Ende der Schachtel zuſammentreffen muß. Es iſt das eine ſehr komplizierte und ſchwierige Aufgabe, die unendlich viel Nachdenken und Probieren erheiſcht. Und obſchon ich anfange, klar zu ſehen und die Winkel und Kanten des Problems zu durchſchauen, bin ich noch weit entfernt von der völligen Erkenntnis. Der Vater will mir mitunter helfen, indem er langſam vor meinen Augen das Holz in die Schachtel tut und wieder heraus-

nimmt, aber dieſes Beiſpiel nützt mir nur wenig. Ich bin der Anſicht, daß ſelber Studieren und Ausprobieren beſſer iſt als blindes und unverſtändiges Nachmachen. Ich ſehe ihm alſo wohl genau zu, wenn er mir das Kunſtſtück vormacht, ahme ihn aber nicht einfach nach, ſondern ſinne erſt eine gehörige Weile über das Problem und die mir gezeigte Löſung nach. Und erſt nach tüchtigem Ueberlegen packe ich das Holz und die Schachtel an. Auch hoffe ich, auf dieſem Wege gar bald zu einem Holzeinſchachtler erſten Ranges zu werden, und der Vater hat verſchiedenen Beſuchern mitgeteilt, daß er zuverſichtlich das nämliche erwartet.

8

Der Geburtstag

Der Geburtstag. Was mag das wieder für eine abgeſchmackte Erfindung der Menſchen ſein? Ein gewöhnlicher Tag wie alle andern auch, ſoviel ich die Sache verſtehen kann. Jeden Tag werde ich einen Tag älter und entdecke eine Dummheit oder Schlechtigkeit mehr. Und an meinem Geburtstag habe ich auch weiter nichts getan als einen Tag mehr gelebt. Aber es war große Freude im Haus, man beſuchte und betaſtete mich und tat, als ob ich eine wunderbare Heldentat vollbracht hätte. Ich war wirklich der Held des Tages. Allzuſehr freilich überraſchte mich das nicht, denn ich bin ſeit meiner Geburt gewohnt, der Mittelpunkt der Welt zu ſein, und zweifle keinen Augenblick daran, daß ich es bis zu meinem Tode bleiben werde. Aber es kommt doch vor, daß man mich beiſeite ſchiebt, um andern Beſchäftigungen nach-

zugehen. Wenn der Vater auf ſeiner Maſchine herumhämmert, ſchenkt er mir erſt Beachtung, wenn ich ſo laut ſchreie, daß die Scheiben klirren, und ich mag ihm die Hände entgegenſtrecken, ſoviel ich will, er läßt mich am Boden ſitzen und kümmert ſich nicht um meinen offenbaren Wunſch, aufgehoben zu werden. Uebrigens eine vorzügliche Erfindung, die ich da gemacht habe. Dieſem Händeſtrecken kann nichts widerſtehen außer dem artikelſchreibenden Vater. Wildfremde Menſchen, die mich nie geſehen haben, bücken ſich ſofort und heben mich auf, wenn ich ihnen die Arme entgegenſtrecke. Ich glaube, das iſt die wichtigſte Entdeckung, die mir bisher gelungen iſt. Damit kann es mir auch im ſpäteren Leben nicht fehlen: wenn ich irgend etwas von den Leuten haben will, ſtrecke ich ihnen einfach die Hände entgegen, und ſie müſſen mir alles geben und jeden Willen tun. Nur an Leute, die Artikel für Zeitungen ſchreiben, werde ich mich nicht wenden, die ſind hart und unerbittlich, wie ich von dem Beiſpiel meines Vaters deutlich genug erfahre.

Alſo ich hatte Geburtstag und war der Held, der Held sans phrase. Sonſt war der Tag nicht anders wie alle andern. Doch ja, es gab etwas, das mir den Geburtstag doch als einen hervorragenden Zeitpunkt erſcheinen läßt: Schokoladecreme. Das iſt eine gute Sache, von der ich an gewöhnlichen Tagen nur ein winziges Löffelein bekomme. Weil es aber Geburtstag war, durfte ich beinahe ſo viel davon eſſen,

wie ich wollte. Ich muß geſtehen, daß die Sachen, die man mir zu eſſen gibt, im allgemeinen doch beſſer ſchmecken, als was ich für mich allein finde. Zwar iſt nicht zu leugnen, daß die Lederpantoffeln des Vaters eine gute und kräftige Koſt abgeben, daß die Zeitungen durch die Bank ſich gut kauen, wenn auch ſchlecht ſchlucken laſſen, daß ein Stuhlſchemel zum Knabbern eine vorzügliche Sache iſt, und daß man ſeine Zähne nicht beſſer beſchäftigen kann als beim Benagen des großväterlichen Spazierſtockes. Dies alles ſteht feſt, und ich zeichne es gerne hier auf, weil ich hoffe, meinen Kollegen in der Säuglingswelt durch Mitteilung meiner Erfahrungen nützlich zu ſein.

Aber trotz alledem muß ich ſagen, daß keines dieſer Nahrungsmittel der Schokoladecreme oder auch nur dem gewöhnlichen und alltäglichen Kindermehl gleichkommt, und gegen die Milch, die man mir nicht in Glas oder Taſſe gibt, ſondern die mir die Mama ohne Mittelding reicht, iſt ſelbſt der ſchönſte Stopfen, ja ſogar mein Kautſchukkätzchen rein nichts wert. Und da fällt mir ein: es wird gegen mich konſpiriert, und wenn die Verſchwörung Erfolg hat, werde ich bald einen andern Titel für meine Aufzeichnungen ſuchen müſſen. Denn man will mir das entziehen, was mir das Recht gibt, mich Säugling zu nennen. An meinem Geburtstag war viel die Rede davon, und ich habe alles gehört. Alle Beſucher wunderten ſich ſchrecklich, daß Mama mich immer noch nährt. Alle ſagten,

länger als ſieben, höchſtens neun Monate brauche ein Kind nicht von der Mutter oder der Amme genährt zu werden, und Mama ſei töricht, daß ſie ſich nicht längſt von dieſer Laſt freigemacht hätte. Die rechte Wahrheit zu ſagen, iſt dieſe Laſt ſchon lange nicht mehr ſo groß: am Tage verlange ich nichts, als was man mir in Taſſen und Gläſern reicht, und nur nachts bin ich noch ein wirklicher Säugling. Und das iſt auch nicht gerade mein Verlangen: ich würde ohne Zweifel mit anderm Getränk auch des Nachts zufrieden ſein. Es iſt die Mutter ſelbſt, die es bequemer findet, mir die Bruſt zu reichen als erſt noch Milch zu wärmen.

Jedenfalls aber geht aus all den Verhandlungen hervor, daß ich bald aufgehört haben werde, ein Säugling zu ſein. Alles in allem glaube ich keine Urſache zu haben, das Ende dieſes Zuſtandes zu betrauern. Es iſt durchaus kein Glück, ganz und gar auf den guten Willen einer andern Perſon angewieſen zu ſein. Wenn ich meine Mutter nicht mehr nötig habe, werde ich allein an den Speiſeſchrank gehen, ſo oft ich Hunger habe, werde mir nehmen, was mir gefällt, und eſſen, wann und wieviel mir behagt. Indeſſen iſt dazu erſt noch nötig, daß ich gehen und laufen kann wie die Großen. Das iſt nicht leicht. Ich lerne fleißig, bin aber noch nicht ſehr weit damit gekommen. An meinem Geburtstag hat mich der Vater ſtolz den Gäſten vorgeführt. Er ſtellt mich auf den Boden neben mein

Bett. Da packe ich mit beiden Händen die Stäbe des Meſſinggitters, halte mich ſo aufrecht und ſpringe vergnügt auf und ab. Langſam, langſam, vorſichtig, vorſichtig, denn der geringſte Fehlgriff wirft mich auf den Boden, mache ich dann die Entdeckungsreiſe von einem Ende des Bettes zum andern. Mit einer Hand klammere ich mich an, die andre löſe ich behutſam von dem Gitterſtab und faſſe damit einen andern. Wenn ich den ordentlich und feſt halte, ſchiebe ich die Füße weiter, laſſe dann die Hinterhand los und bringe ſie an den Stab, den die Vorderhand vorhin verlaſſen hat. Das iſt eine außerordentlich ſchwierige und gefährliche Sache, und es dauert gute zwanzig Minuten, ehe ich die acht oder zehn Stäbe des Gitters abgewandelt habe und am andern Ende des Bettes angekommen bin. Jeden Tag mache ich dieſe Uebung zwei- oder dreimal, und unterweilen übe ich mich an den Beinen des Vaters, wo aber ſchlecht feſthalten iſt, an der Schürze der Mutter, die ſchon einen beſſeren Halt gewährt, an Stühlen und Schränken. Aber außer meinem Bett ſind alle dieſe Gegenſtände hinterliſtig und feindſelig, und man kann ſich nie auf ſie verlaſſen. Wenn man glaubt, recht feſt und ſicher zu ſtehen, rutſcht ſo ein Stuhl auf einmal glatt unter den Händen weg, und man fällt auf den Boden. Ebenſo geht es mit den Schränken und Tiſchen, und auf die Hoſen des Vaters iſt nicht der geringſte Verlaß.

Und doch übe ich mich am häufigſten an den väter-

lichen Beinen. Das kommt daher, daß der Vater mir eine Behauſung zu ſeinen Füßen angewieſen hat: unter ſeinem Schreibtiſch, an dem er ſtehend arbeitet. Da iſt eine große Höhlung wie eine Hütte, auf drei Seiten geſchloſſen, nur nach vorne offen, worin ich herumrutſchen und nach Herzensluſt die Wände bekratzen oder beklopfen kann. Eigentlich iſt dieſe Hütte das Heim eines ſehr kurzweiligen Geſellen: des Papierkorbes. Den aber ſchafft man heraus, ehe man mich hineinſetzt. Und das kränkt mich ſehr, denn nichts iſt luſtiger, als den leichten Burſchen umzuwerfen und dann in den Schätzen, die da herausrollen, zu kramen. Ein- oder zweimal hat man ihn nicht weit genug von der Behauſung weggeſtellt, und da bin ich dann, während der Vater ſchrieb und mich vergaß, langſam aus meiner Hütte hervorgekrochen, habe den Papierkorb erwiſcht, umgeſtürzt und durchſucht. Erſt die Mama hat mich bei dieſer äußerſt angenehmen und intereſſanten Beſchäftigung geſtört, mir den Papierkorb und ſeinen auf den Boden verſtreuten Inhalt entriſſen und mich wieder in meine Hütte zurückgeſetzt.

* * *

Ach Gott, ach Gott! Da habe ich mich die ganze Zeit ſchon beſchwert und beklagt über die Schlechtigkeit der Welt, und doch war mir nie ſo etwas Schlimmes paſſiert wie jetzt in den letzten Tagen. Vier Tage lang bin ich überhaupt nicht imſtande geweſen,

an mein Tagebuch oder überhaupt an irgend etwas zu denken. Greulich, daß ſo was exiſtiert! Da hatte ich Weh im Leib, daß ich es nicht mehr aushalten konnte. Was man hinabſchickte, kam wieder herauf. Und eine Hitze im Kopf! Und es ging in allen Adern bumbumbum, ſchneller als man es ſagen kann. Der Vater, der zählen wollte, gab es auf. Und alles war unbequem, läſtig und quälend. Wenn ich lag, wollte ich ſitzen, wenn ich ſaß, wollte ich ſtehen. Lag ich im Bett, ſo ſchien mir der Diwan beſſer, auf dem Diwan begehrte ich nach dem Fußboden. Im Schoß der Mutter lockten mich die Arme des Vaters, und vom Vater begehrte ich zur Großmutter. Ueberall das nämliche Elend! Vier Nächte habe ich nichts getan als geklagt und gewimmert. Nichts tat mir ordentlich weh und nirgends fühlte ich mich wohl. Meine Backen und Lippen wurden weiß, gelb, grün. Die Weiber ſchlichen leiſe herum und wiſchten ſich die Augen, der Vater fluchte oder ſchwieg.

Die Menſchen nennen das Krankheit, und der Vater ſagt, derlei Krankheiten gäbe es etwa hunderttauſend, jedenfalls weit mehr, als er jemals zu zählen nötig gehabt habe. Hunderttauſend! Mehr als man zählen kann! Eine immer anders als die andre, alle darauf bedacht, den Menſchen elend und unglücklich zu machen! Nein, nein, es iſt nicht recht von den Leuten, einen armen kleinen Kerl, der es weder wünſcht, noch verlangt, noch träumt, mir nichts dir nichts am

Schlawittchen zu kriegen und in eine ſolche Welt zu ſetzen. Wäre ich noch, wo ich vorher geweſen bin, und wüßte, was ich jetzt weiß, alle Künſte des Arztes und der Hebamme könnten mich nicht zum Verlaſſen meines Aufenthaltes bewegen. Lieber ſollten ſie mich gleich in Stücke ſchneiden. Denn was habe ich nun? Da ſitze ich nun in meinem Bett, bleich und müde, die Augen halb geſchloſſen; rund von Kiſſen geſtützt; nichts intereſſiert, nichts freut mich; ſtill und ſtumm bohre ich in mir ſelbſt herum, finde aber keinen feſten Boden, auf dem ich bauen könnte; alles iſt grau, ſumpfig, haltlos, ſtumpf, platt, eklig.

Und geſtern und vorgeſtern war es noch ſchlimmer. Jetzt tut mir wenigſtens nichts mehr weh, und nichts zwingt mich zum Klagen und Wimmern. Vielleicht iſt der Mann in dem ſchwarzen Rock daran ſchuld, der ſchon vor langer Zeit hier war, um mich in den Arm zu ſtechen. Dieſer Mann ſcheint mir das Unglück in ſeinem ſchwarzen Etui herumzutragen. So oft er ſich bei uns ſehen läßt, paſſiert mir etwas Unangenehmes. Allerdings muß ich geſtehen, daß er diesmal erſt kam, als das Unglück ſchon geſchehen war, und der Vater behauptet ſogar, wenn der Schwarze nicht gekommen wäre, ginge es mir auch heute noch nicht beſſer als die letzten drei Tage. Er hat an mir herumgefühlt und dann etwas aufgeſchrieben. Und nachher hat man mir etwas Süßes zu trinken gegeben. Und darauf bin ich eingeſchlafen und habe beinahe

die ganze Nacht durchgeſchlafen. Und am Morgen hatte ich wenigſtens keine Schmerzen mehr, wenn ich auch noch keinen Spaß am Leben wiederfand. Und den Spaß am Leben habe ich auch jetzt am Nachmittag noch nicht wiedergefunden. Der Vater behauptet, morgen würde ich wieder froh und luſtig ſein und lachen und jauchzen wie bisher. Aber ich glaube, er irrt ſich. Wenn es nach mir ginge, ſo kehrte ich einfach dieſer Welt, in die man mich unverſehens geſchoben hat und worin man mir ſo übel mitſpielt, den Rücken und ließe mich bei den Menſchen nicht mehr ſehen. Und wenn Vater und Mutter geſcheit wären, machten ſie es wie ich, anſtatt ſich heute zu quälen und zu plagen, nur um ſich auch morgen plagen und quälen zu können. Ach, welch eine Welt!

9

Die Reiſe um das Zimmer

Das iſt merkwürdig, wirklich merkwürdig: vor drei Wochen war ich ſo unzufrieden mit der Welt, ſo betrübt und kummervoll, daß ich am liebſten gleich Abſchied genommen hätte, und jetzt bin ich ſo vergnügt, wie ich es nur je geweſen bin. Wenn mein Tagebuch nicht da wäre, würde ich gar nicht glauben, jemals ſo traurig geweſen zu ſein. Jetzt bin ich wieder geſund, und alle trüben Gedanken ſind verflogen. Das ſcheint mir etwas Gutes zu ſein, daß man die Uebel und Leiden ſo ſchnell vergißt. Anders wäre es aber auch wirklich nicht auszuhalten auf der Welt.

Ich bin vergnügt, weil ich in dieſen letzten Wochen die erfreulichſten Dinge gelernt habe. Vor meiner Krankheit hatte ich zwar auch ſchon Verſuche gemacht, mich aufrecht zu halten und von einer Stelle zur andern zu kommen. Aber das waren doch nur ganz klägliche Anfänge gegen das, was ich jetzt, wo ich im vierzehnten Monat ſtehe, fertigbringe. Jeden Tag

geht die Sache beſſer, zuerſt zur ungemiſchten Freude des Elternpaares, nach und nach aber zur Sorge und Bekümmernis von Vater und Mutter. Früher haben ſie es freilich ſehr bequem gehabt. Da ſetzten ſie mich einfach irgendwo in der Stube auf ein paar Zeitungen oder auf ein Stück Wachstuch und gingen dann ihren Geſchäften nach. Ich verſtand noch nicht die Kunſt des Kriechens und Marſchierens und mußte an meinem Orte bleiben.

Allmählich wurde das anders. Ich lernte mich an Stühlen und Seſſeln entlangtaſten. Da packte ich feſt und krampfhaft zu und ließ nicht eher los, als bis die andre Hand wieder einen ſichern Haltepunkt gefunden hatte. Oft täuſchte ich mich und erlitt dann mancherlei Ungemach. Ich wollte mich am Tiſchtuch feſthalten, das Ding gab nach, und ich fiel um, wobei der alte Feind, der Fußboden, mir den Klaps auf den Hinterkopf gab, an den ich jetzt ſchon gewohnt bin wie an meine tägliche Suppe. Oder ich ergriff die Lehne eines Stuhles und ſtürzte mit dem ganzen Apparat zuſammen. Aber jeden Tag werde ich ſicherer. Jetzt klammere ich mich überhaupt nicht mehr an, ſondern ſuche nur einen Stützpunkt, um mich im Gleichgewicht zu halten. Die Füße und Beine ſind ſtark genug, um die Körperlaſt zu tragen, aber das Gleichgewicht zu halten iſt eine ſchwierige Sache, und wenn ich mich nicht an irgend etwas ſtütze, erhalte ich regelmäßig meinen Schlag vom Fußboden.

Aber wenn ich nur eine Stütze finde, kann ich ſicher und ſchnell von einem Ende der Stube ans andre kommen. Ich taſte mich von Stuhl zu Schrank, ſtütze mich an der Wand entlang bis zur Tür, und wenn ich dieſe offen finde, ſetze ich meine Entdeckungsreiſe fort auf dem Hausgang, um Küche und Kammer, Schlafzimmer und Salon zu beſuchen. Da haben dann die Eltern ihre liebe Not, denn was ich auf meinen Fahrten durch die Wohnung entdecke, wird gründlich unterſucht und erforſcht. Ich mache meine Reiſen nicht aus Mutwillen, ſondern aus Drang nach Wiſſen und Erfahrung. Da ich nun alle Seſſel, Stühle, Tiſche und Schränke im Zimmer des Vaters ordentlich kenne und es hier keine Geheimniſſe mehr für mich gibt, ſuche ich auch in das innere Weſen der Gegenſtände einzudringen.

Es genügt mir nicht mehr, die auf den Boden geworfenen Zeitungen zu zerreißen oder anzuknabbern, die auf Stühlen und Seſſeln liegenden Bücher herabzuwerfen und in ihre Beſtandteile zu zerlegen, oder den Fußſchemel, der mir anfänglich ſo große Laſt machte, ſo kräftig vorzunehmen, daß ihm nur noch drei Stempel geblieben ſind, ſondern ich will durch die Oberfläche dringen und den Kern der Dinge erkennen.

Alſo habe ich den günſtigen Augenblick erſpäht, als der Vater die untere Schublade ſeines Schreibtiſches offen ließ. Da habe ich herrliche Dinge gefunden: Papiere von allen Farben, blau, rot, gelb, grün, be-

ſchriebene und bedruckte; kleine Büchelchen; Briefumſchläge, deren Inhalt mein Intereſſe lebhaft erregte, und eine ganze Anzahl Sachen, die mir als neu und unbekannt das größte Vergnügen bereiteten. Zum Unglück kam der Vater dazu, als ich mitten in der Arbeit war und meinen Fund um mich her auf dem Boden ausgebreitet hatte. Und eilig packte er mich, um mich in die entgegengeſetzte Ecke des Zimmers zu tragen, wo er mich an die Wand ſtellte, worauf er ſich eifrig an das Aufleſen und Sichten ſeiner Schubladenſchätze machte. Damit war er lange noch nicht fertig, als ich ſchon wieder bei ihm war, denn das Wandlaufen habe ich jetzt im Griff, und im Nu bin ich von einem an das andre Ende des Zimmers gelangt. Noch zweimal mußte er mich wegtragen, ehe er ſeine Arbeit beenden und ſeine Schublade ſchließen konnte.

Nachher habe ich verſucht, ſie allein aufzumachen, aber das bringe ich nicht fertig: das Ding iſt zu ſchwer. Dagegen iſt es mir gelungen, zwei andre nicht weniger intereſſante Spinde zu öffnen und ihren Inhalt zu unterſuchen. Das eine iſt ein kleines ſchmales Schränkchen neben dem Schreibtiſch des Vaters. Ungefähr in der Höhe meines Kopfes ſteckt darin ein glänzendes Ding, und nachdem ich ein paar Tage lang mit dieſem Dinge geſpielt und daran gedreht habe, geſchah plötzlich etwas Unerwartetes: die Tür des Schränkchens ging auf, und ich erblickte Bücher, Zeitungen, Photographien und andre Dinge, alles hübſch in Fächern

zuſammengeſtellt und für den Ordnungsſinn meines Vaters treffliches Zeugnis ablegend. Da habe ich mich eifrig und eilig drangemacht, alles ausgeräumt und tüchtig herumgeworfen. Ich eilte mich, denn ich wußte, daß man mir nicht lange Zeit gewähren würde. In der Tat wurde ich ſchon gleich nach meiner Entdeckung erwiſcht und zwar von der Mutter. Hier muß ich meine Beobachtung aufzeichnen, daß die Mutter viel gefährlicher iſt als der Vater. Wenn der ſchreibt oder lieſt, ſieht und hört er nichts, und ich kann ruhig meine Entdeckungen verfolgen. Die Mutter aber hat die Augen überall. Gerade wenn ich etwas Schönes gefunden habe und mich nun in die neuen Probleme vertiefe, kommt ſie plötzlich herangehuſcht und ſagt:

„Das habe ich mir doch gedacht: jedesmal, wenn man ihn nicht hört, ſtellt er irgend etwas an.“

Und wirklich hat ſie gar nicht unrecht. Ich habe ſelbſt auf mich acht gegeben: wenn ich etwas Neues entdecke, werde ich davon ſo eingenommen und beſchäftigt, daß ich zum Schreien oder ſonſtigen Spektakeln keine Zeit mehr habe. Sondern ſtill und angelegentlich mache ich mich an meine Arbeit. Und gerade dieſe Stille bringt die Mutter auf meine Spur. Und die gute Frau entſetzt ſich über alles, was ich tue. Da hat mir der Vater einen kleinen hölzernen Hammer mitgebracht. Was ſoll man mit einem Hammer anders tun als hämmern? Alſo hämmere ich. Ich hämmere auf alles, was ich damit erreichen

kann. Zuerſt ließ man mich gewähren. Natürlich! Konnte ich mich doch nicht von der Stelle regen und ſomit nur auf ſolche Dinge hämmern, die man mir dazu hinlegte. Jetzt aber, wo ich in der ganzen Wohnung herumreiſe, macht das Hämmern der Mutter die größte Angſt. Sie behauptet, daß ich damit die Möbel ruiniere.

Es iſt wahr, es gibt da Schrammen, Kratzer und kleine Vertiefungen, aber braucht man ſich darüber aufzuregen? Der Vater nimmt dieſe Sachen kühler. Er hat der Mutter auseinandergeſetzt, daß da nichts zu machen iſt. „Die Möbel müſſen von dem Bub ruiniert werden," ſagte er, „wenn du ihn nicht in eine Zwangsjacke ſtecken willſt. Die Wohnung iſt zu klein, um eine beſondere Kinderſtube für ihn einzurichten. Alſo muß er bei uns herumkriechen, und daß er alles beſchmutzt oder zerſchlägt, was er mit den Fingern berühren kann, iſt nicht zu vermeiden. Verlieren wir alſo unſre Zeit nicht damit, laſſen wir ihm die Freude und bereiten wir uns jetzt ſchon darauf vor, das Mobiliar in ein paar Jahren, wenn er größer iſt, zu erneuern."

Aber ſo ſieht die Mama die Sache nicht an. Auch ſchien ſie eine ſehr gute Gegenrede gefunden zu haben, als ſie erwiderte:

„Wenn aber in den paar Jahren ein andrer kommt und die nämliche Geſchichte anfängt. Dann müſſen wir alſo immer und ewig mit ſchmutzigen und zerbrochenen Möbeln vorliebnehmen."

Der Vater zuckte die Achſeln. Ich aber hätte in dieſem Augenblick viel darum gegeben, der menſchlichen Sprache mächtig zu ſein, um den beiden meine unverblümte Meinung ſagen zu können. „Wenn ein andrer kommt!“ Was für ein andrer? Das könnte mir gerade paſſen, daß da ein Fremder ankäme und das bißchen Platz mit mir zu teilen verlangte! Ein Fremder, der meinen Hammer haben und damit auf die Möbel einhacken wollte! Nein, nein, daraus kann nichts werden! Wo ſoll er denn ſchlafen, der andre? Vielleicht gar in meinem Bett? Vielleicht ſoll er auch aus meinem Becher trinken, mit meinem Löffel eſſen? Nein, das iſt unmöglich, es iſt kein Platz da, und überhaupt, auch wenn Platz da wäre, ich will einfach nicht. Wenn ich aber den Leuten nur meinen Standpunkt klarmachen könnte!

Aber meine Erzählung von den Entdeckungsreiſen durch die Wohnung iſt noch nicht fertig: Mit dem kleinen Schranke im Zimmer des Vaters iſt es vorbei. Nachdem ich einigemale mit Hilfe des kleinen glänzenden Dinges, das man einen Schlüſſel nennt, die Schranktür geöffnet hatte, zog der Vater das öffnende Ding heraus und hängte es an einen Nagel ſo hoch an die Wand, daß ich da nicht hinreichen kann. Und alle meine Verſuche, den Schrank ohne den Schlüſſel zu öffnen, ſchlugen fehl. Auch verdient es Beachtung, daß ich wohl geſehen habe, wie der Vater meine vergeblichen Bemühungen mit höhniſchem Lächeln

verfolgte und ſich offenbar über meinen Mißerfolg königlich freute. Wieder ein Beweis der menſchlichen Niedertracht!

Als mir das Schränkchen des Vaters verſagt blieb, fand ich trefflichen Erſatz in einem kleinen Spind, das im Hausgang ſteht und mit meiner ſelbſteignen Wäſche angefüllt iſt. Du lieber Gott, wieviel Windeln und Tücher gibt es da! Angeſichts dieſes Reichtums verſtehe ich wahrlich nicht, warum man mich zum Topfe bekehren will. Wenn ich auch wirklich ein halbes Dutzend Windeln täglich verbrauche, was ſchadet es, wo doch ſolche Haufen hier aufgeſpeichert liegen! Darin zu wühlen, die ſorgfältig gefalteten Tücher herauszuziehen, die reinen und weißen auf dem nicht ganz ſo reinen Fußboden herumzuſchleifen, dünkt mir ein herrliches Vergnügen. Aber leider denkt auch hier wieder die Mutter anders. Sie fängt mich ein und ſchleppt mich an einen andern Ort, ſobald ſie mich in der Nähe ihres Spindes erblickt. Gelingt es mir aber, in einem unbewachten Augenblicke den Kaſten zu erreichen, ſo mache ich mich in größter Eile an die Arbeit, und ehe man mich ergreift, habe ich ſchon ein tüchtig Werk zuſtande gebracht. Hier ſteckt kein Schlüſſel, den man abziehen und dadurch den Inhalt des Schrankes verwahren kann, ſondern da iſt nur ein eiſernes Ding, an dem man ein wenig zieht, worauf die Tür aufgeht. Wenn ich alſo einmal an das Spind komme, bin ich Herr und Meiſter über ſeine Schätze.

Als Mama mir neulich den Hammer abnehmen wollte, wurden ich und mein Werkzeug vom Vater warm verteidigt, aber heute morgen ſchien ſich auch der Vater zu der mütterlichen Anſicht bekehren zu wollen. Neben dem kleinen Schränkchen ſteht ein Ungetüm von Schrank, worüber der Vater ſo eiferſüchtig wacht, daß ich nur ein einziges Mal, als er die Tür zufällig offen gelaſſen hatte, hineingreifen konnte. Gott, hat der Mann Bücher! Da ſtehen ſie dicht aneinander gedrückt in vielen Reihen bis ganz hoch hinauf, wo ich nicht hinſchauen kann, denn wollte ich Hals und Kopf ſo gegen die Decke drehen, ſo würde ich ſicher auf den Rücken fallen. Was er nur mit all dem Zeug machen mag! Aber ich habe mich gleich von meinem Erſtaunen erholt und friſch in die volle Bücherei hineingegriffen. Schon hatte ich einen Haufen, faſt ſo hoch wie ich ſelbſt, herausgeriſſen, ehe der Vater, der doch neben mir ſtand und auf ſeiner Maſchine hämmerte, etwas von der Sache merkte und ſeine Schätze in Sicherheit brachte. Seither habe ich keine Gelegenheit mehr gefunden, den Inhalt dieſes Schrankes näher kennen zu lernen.

Aber trotzdem iſt dieſer Schrank ſchuld, daß man heute morgen die Ratſamkeit erwog, mir mein ſchönes hölzernes Hämmerchen zu entziehen. Der Schrank hat nämlich nicht wie der kleine daneben eine ſtarke Holztür, die von unten bis oben reicht und worauf mein Hämmern, abgeſehen von einigen Schrammen

und Kratzern, keinen Schaden anrichten kann, ſondern etwa in der Höhe meiner Naſe fängt eine Glasſcheibe an. Dieſe verwünſchte Scheibe aber kann das Hämmern nicht vertragen, und als ich mich heute morgen zu dem Schrank herangelotſt und drei- oder viermal gehörig draufgeſchlagen hatte, machte es ein fürchterliches Geklirr, und die ganze Geſchichte fiel in Scherben herunter.

Alle Welt, bin ich erſchrocken!

Den Hammer habe ich fallen laſſen, und ich ſelbſt bin hinterrücks hingefallen. Und dann habe ich geſchrien wie, das kann ich mit Stolz behaupten, ſonſt niemand im Hauſe ſchreien kann. Das Geklirr der Scherben und mein Geſchrei lockte Vater, Mutter und Irma herbei. Und zu ihrer Ehre muß ich bezeugen, daß ſie ſich zuerſt um mich und dann erſt um dieſe einfältige Scheibe kümmerten. Als ſie mich aber aufgehoben und ſich durch meine Beſichtigung überzeugt hatten, daß ich keinen Schaden gelitten, wandten ſie ſich der zertrümmerten Scheibe zu, und das Ende vom Liede war, daß die Mutter das Hämmerchen ergriff und wegtrug. Nach dem Mittageſſen aber hat der Vater ein menſchliches Rühren verſpürt und mir das Ding zurückgegeben, indem er ſehr weiſe bemerkte, die Scheiben am Bücherſchrank könne ich auch mit jedem andern Stücke Holz oder mit ſonſt irgend einem Gegenſtande einſchlagen, weshalb es nichts nütze, mir den Hammer zu entziehen.

Im Verlaufe meiner Wanderungen durch die Räume unſrer Wohnung habe ich die Bekanntſchaft zahlreicher neuer Feinde gemacht, von denen ich nichts wußte, ſolange ich auf dem Boden ſaß und mich nicht von der Stelle rührte. Da ſind vor allem die harten Ecken des Tiſches. Es iſt geradezu ein Wunder, wie dieſe Ecken immer da ſind, wo ich mit dem Kopfe hinwill. So oft ich mich bücke, um einen Fetzen Papier oder ſonſt etwas vom Boden aufzuheben, lauert mir ſo eine Tiſchecke auf und haut mir — bums — auf den Kopf, wenn ich mich wieder aufrichte. Ich habe mir deshalb vorgenommen, ſobald ich groß bin, mit des Vaters Säge, die in der Kammer hoch oben an der Wand blinkt, alle vier Tiſchecken abzuſägen und ſie ins Feuer zu werfen.

Das Feuer! Das muß ein entſetzlicher Feind ſein! So oft ich in ſeine Nähe komme, und das geſchieht häufig, denn die züngelnden Flammen, die fallenden Funken, das ganze farbige Leuchtwerk gefällt mir vorzüglich, und gerne würde ich dieſe glänzenden Dinger mit den Händen einfangen und wegtragen, ſtürzt ſich] jemand auf mich und ſchleppt mich an einen andern Ort. Die Sache kommt mir ſehr geheimnisvoll vor, denn was kann dieſe hübſche Sache mir zuleid tun? Und wenn ſie mir was zuleid tun kann, warum macht man dann jeden Morgen Feuer in der Stube? Denn ich habe wohl geſehen, daß das Feuer nicht von ſelbſt da iſt, ſondern erſt

gemacht und nachher mit den ſchwarzen Klumpen im Eimer unterhalten wird. Auch dieſe ſchwarzen Klumpen ſcheinen von der Mama für gefährliche Feinde gehalten zu werden, denn als ich vor einer halben Stunde an den Eimer gelangte, hineingriff und dann ein paar der ſchwarzen Stückchen in den Mund ſteckte, um ſie aufzueſſen, machte ſie einen ſolchen Lärm, als ob ich wieder eine Glasſcheibe eingeworfen hätte. Ganz unrecht hatte ſie allerdings nicht: das ſchwarze Zeug ſchmeckt gar nicht gut. Aber ſo ſchlimm, wie ſie es macht, iſt es doch auch nicht.

Dann muß ich die Türen nennen. Wenn die geöffnet ſind, und man will ſich an ihnen feſthalten, ſo haben ſie eine verwünſchte Art, plötzlich aus den Händen zu entweichen und ſich herumzuſchwingen. Da muß man eilig hinterherlaufen, wenn man nicht ſeines Stützpunktes beraubt ſein und auf die Naſe fallen will. Und iſt man ſchnell genug nachgelaufen, ſo lauert am Türpfoſten ein ſchrecklicher Böſewicht: wenn man die Finger nicht eiligſt wegzieht, packt er ſie, um hineinzubeißen, und das tut ſcheußlich weh: klemmen nennt es der Vater.

Da Papa nicht immer hinter mir herlaufen will, um mich vor dem Feuer zu bewahren und von allem anrichtbaren Unheil abzuhalten, hat er einen ſchlauen Plan erſonnen: er ſtellt den ſchweren, ſchwarzen Lederſeſſel mitten in die Stube, ſo weit von allen andern Möbeln und den Wänden entfernt, daß ich ſie

nicht erlangen kann. Da gehe ich dann um meinen Seſſel herum und kann dieſe Inſel nicht verlaſſen. Sobald man aber ein Möbel verſchiebt, oder ſobald mir der Rock der Mutter oder die Beine des Vaters in die Nähe kommen, packe ich an und lotſe mich aus meinem Gefängnis heraus. Und kommt keine ſolche Rettung, dann ſetze ich mich einfach auf den Boden, drehe mich um und krabble auf allen vieren, wohin ich nur will. Der Vater hat alſo gut ſeinen Verſtand anſtrengen, gegen meine Wanderluſt kann er nichts ausrichten!

10

Die Suche nach Nahrung

Es iſt geſchehen: ich bin kein Säugling mehr.

Die rechte Wahrheit zu ſagen, iſt mir das ziemlich einerlei. Der Uebergang geſchah ſo allmählich, daß ich ihn kaum gewahr wurde, und die Suppen und Breie ſowie die Milch im Becher ſchmecken ſchließlich auch nicht ſchlecht. Ich glaube ſogar, das bekommt mir beſſer als die Bruſt der Mutter. So ſtark wie augenblicklich war ich noch nie: ich rücke die ſchwerſten Stühle vom Platz und ſchmeiße ungeheure Bücher auf den Boden, daß es nur ſo kracht.

Das Stuhlrücken macht dem Vater große Pein. Denn damit habe ich entdeckt, wie ich von einer Wand zur andern kommen kann, ohne meinen Stützpunkt fahren zu laſſen. Mit dem Gefängniſſe, wozu mir der mitten ins Zimmer geſtellte Seſſel wurde, iſt es vorbei. Ich drücke, der Seſſel wankt, er ſetzt ſich in Bewegung, ich folge ihm, er ſtößt an die Wand an, und da bin ich.

Auf dieſe Art komme ich überall im Hauſe herum, lerne neue Dinge kennen und erweitere meinen Horizont, wie ich ſagen würde, wenn ich wie mein Vater Zeitungsſchreiber wäre. Aber — wie ich ſpäter ſagen werde, ſobald ich Goethe geleſen habe — wozu ſoll ich immer weiter ſchweifen, da doch das Gute ſo nah liegt? Ich habe noch in meiner nächſten Nähe ſo viele Dinge zu unterſuchen und auf ihren Wert zu prüfen, daß weitere Wanderungen vorläufig nicht ſehr viel Zweck für mich haben.

Zwingt mich alſo der Vater zum Dableiben, indem er mich auf den Boden ſetzt und die Türen zumacht, ſo widme ich meine ganze und ungeteilte Aufmerkſamkeit meiner nächſten Umgebung. Selbſtverſtändlich kümmere ich mich nicht um ideale Dinge bei meinen Unterſuchungen. Es kommt mir einzig und allein auf den Nutzen der Dinge an. Auf Ideale pfeife ich. Das mag gut geweſen ſein zur Zeit, als mein Vater noch ein Säugling war. Damals haben die Menſchen, wenn ich dem Alten trauen darf, noch an ſolchen Dummheiten Vergnügen gefunden, aber zum Kuckuck, ich gehöre dem zwanzigſten Jahrhundert an und bin vor allem andern praktiſch. Der nackte Nutzen iſt meine Sache, und wenn er einmal nicht nackt, ſondern bekleidet iſt, ſo nehme ich ihn auch mit.

Daraufhin ſchaue ich mir alles an, was mir in die Finger kommt. Wie kann mir ſo ein Gegenſtand nützlich ſein? Na, doch ſelbſtverſtändlich, indem ich ihn

aufeſſe. Mithin ſtecke ich alles in den Mund, deſſen ich habhaft werden kann und das nicht durch ſeine Größe jeder Verſpeiſung widerſtrebt. Und ich kann ſagen, daß ich bereits eine ganze Menge eßbarer Dinge entdeckt habe, von deren Brauchbarkeit in dieſer Beziehung die mich umgebenden erwachſenen Menſchen keine Ahnung zu haben ſcheinen.

Eine reiche Fundgrube iſt für mich der Teppich und überhaupt der Fußboden. Es iſt unglaublich, wie vielerlei und wie reichlich die Nährſtoffe ſind, die ich hier entdecke. Allerdings habe ich ein ſcharfes Auge und erſpähe ſelbſt die kleinſten Krümchen mit unfehlbarer Sicherheit, dergeſtalt daß mein Vater ſagt, ich müſſe Uhrmacher werden, weil die immer mit dem Vergrößerungsglaſe im Auge arbeiten und die kleinſten Gegenſtände an ihren Ort bringen. Aber ſelbſt wenn ich dieſes ſcharfe Auge nicht beſäße, wollte ich mich gerne anheiſchig machen, auf dem Fußboden unſres Zimmers meine Nahrung zu finden.

Wenn der Vater mich auf den Boden geſetzt hat und ſich nun ſeiner Arbeit zuwendet, froh, daß ich noch nicht allein aufſtehen und meine Wanderungen durch die Wohnung fortſetzen kann, verlaſſe ich bald die ſitzende Stellung. Denn nachdem ich mich erſt ein Weilchen umgeſchaut, entdecke ich ſofort in der Nähe irgendein Fädchen, Krümchen oder Flöckchen, das Unterſuchung verdient. Alſo mache ich mich auf und krieche auf allen Vieren zu der Sache hin. Sobald ich

ſie erwiſcht habe, was mitunter nicht ganz leicht iſt, da ſo ein winziges Fädchen oder Krümelchen gar geſchickt den Fingern zu entſchlüpfen verſteht, ſtecke ich ſie in den Mund, kaue ein wenig darauf herum und verſchlucke ſie dann.

Das iſt die Schwierigkeit, das Verſchlucken. Das Erſpähen, Erhaſchen, In-den-Mund-ſtecken iſt ein wahres Kinderſpiel, aber da hinten im Halſe wohnt einer, der läßt nur durch, was ihm gefällt. Und wenn man dem etwas ſchickt, das ihm nicht paßt, dann ſperrt er die Tür zu, und das, was man hingeſchickt hat, kratzt da herum, kann nicht hinunter und nicht hinauf, krabbelt und kitzelt und ärgert den ganzen Hals. Der jagt es dann in den Mund zurück, und dabei muß ich viel leiden. Ich muß huſten, werde rot im Geſicht, und Vater, Mutter oder Irma kommen herzugelaufen, reißen mir mit Gewalt den Mund auf, fahren mit dem Finger hinein und holen heraus, was ich hineingeſteckt hatte.

Und meiner Treu, das iſt ſehr unangenehm. Von allen den mannigfaltigen Dingen, die mein Mund zu ſchmecken bekommt, gefällt mir nichts ſo ſchlecht wie dieſe gegen meinen Willen eindringenden Finger. Den Finger der Mama kann ich mir ſchließlich noch gefallen laſſen, aber die Irma! Und der Papa! Was die alles angreifen, iſt nicht zu ſagen, zumal was Irma anlangt. Der Vater hat entweder blaue oder ſchwarze Finger von Tinte, und das ſchmeckt abſcheulich, oder

braune vom Zigarettenrollen, und das iſt noch abſcheulicher.

Und bei der Zigarette fällt mir ein ſchreckliches Erlebnis ein, das ich vorgeſtern gehabt habe.

Da war einer der Onkel hier. Ein Onkel iſt, wie ich, glaube ich, früher ſchon einmal aufgeſchrieben habe, ein erwachſenes Weſen, das Hoſen trägt. Sehr oft hat es auch Haare im Geſicht, die Stimme iſt tief und rauh, und das Ding riecht nach Tabak. Das Gegenſtück dazu iſt eine Tante. So eine hat Röcke an, ſpricht in hellen und hohen Tönen und riecht ſo wie im Sommer der Blumengarten roch, als wir auf dem Lande waren.

Während dieſer Onkel mit dem Vater ſprach, kroch ich auf dem Boden herum und ging meiner Nahrung nach. Und da fand ich etwas, was mir noch nie begegnet war: braunes Fitzelzeug in ein dünnes weißes Papierchen eingerollt. Was es war, erfuhr ich erſt nachher, als der Vater den Onkel beſchuldigte, einen Zigarettenſtummel auf den Boden geworfen zu haben. Dieſes Ding unterſuchte ich alsbald auf ſeinen Nahrungswert hin. Brr, ſo was hatte ich noch nicht verſucht! Der Burſch hinten im Halſe fing einen Rieſenradau an, und nicht nur der Hals, ſondern die ganze Höhlung des Mundes beteiligte ſich an der Aufregung. Alles brannte und juckte. Ich huſtete und ſpuckte, keuchte und krockſte.

Endlich wurde der Vater aufmerkſam auf meine

Leiden. Er öffnete mir den Mund und holte einen Teil des braunen Zeuges heraus. Aber alles konnte er nicht erwiſchen. Dazu ſind ſeine Finger zu ungeſchickt. Er rief die Mama. Die aber ſchleppte mich fort, um mich fern von dem Onkel, der an allem ſchuld war, zu entleeren.

Entleeren, das iſt das richtige Wort. Denn nachdem ſie mir mit dem Finger alles Erreichbare herausgeholt hatte, miſchte ſich plötzlich auch der Magen in die Geſchichte. Trotz des heftigen Proteſtes des Wächters im Halſe war doch etwas von dem Zeug durchgeſchlüpft und in den Magen gelangt, und der weigerte ſich jetzt, den Eindringling zu behalten. Das war eine ſchöne Geſchichte. Die Mutter hielt mich über die Schüſſel, und nicht nur der Inhalt des Zigarettenſtummels kam heraus, ſondern auch alles andre, was ich vorher gegeſſen hatte. Ich wurde bleich, kalter Schweiß brach aus, und elend wurde mir, hundeelend!

Und als alles fertig war, ſchlief ich ein, ſo feſt, daß der Vater am nächſten Morgen ſagte, von jetzt an werde er mir jeden Abend einen Zigarettenſtummel aufzueſſen geben, damit er in der Nacht ſeine Ruhe habe. Verſucht hat er es aber nicht, und er hat recht daran getan, denn wenn er meint, ich fiele zum zweiten Male auf ſo etwas hinein, dann irrt er ſich gewaltig. Mögen alle Onkeln der Welt Zigaretten oder Zigarren rauchen, mag der Vater ſelbſt die großmächtige Pfeife

anſtecken, die er in der Ecke hinter dem Schreibtiſch ſtehen hat, wo ich nicht hinkommen kann, — ich für mein Teil will vom Rauchen ſo wenig wiſſen wie vom Tabakkauen. Der Vater ſagt, gewöhnlich fingen die Jungen die Sache etwas ſpäter an, aber der Erfolg bleibe ungefähr der nämliche: Brennen in Mund und Hals, Angſtſchweiß, Rebellion im Magen und ſchließlich Schlaf. Er meint, da ich die Sache zehn Jahre früher als andre Leute angefangen hätte, würde ich hoffentlich auch in andern Dingen gewöhnlichen Menſchen um ein Jahrzehnt voraus ſein.

Aber Mama ſagt, das ſei ich nicht, denn ſie ſelbſt habe, wie Großmama berichtet, ſchon im Alter von elf Monaten allein herumlaufen können, und ich bin ſchon faſt vierzehn Monate alt. Und dann disputieren die beiden darüber, wer an meiner Rückſtändigkeit ſchuld ſei. Auf die Behauptung der Mutter, daß ſie ſchon mit elf Monaten gehen konnte, erwidert der Vater, er habe das ſchon mit neun Monaten gekonnt. Hätte Mama von neun Monaten geſprochen, ſo wären für Papa ſicher ſchon ſieben genug geweſen. Die beiden bilden ſich wirklich ein, ich ſei nur der Abklatſch des Elternpaares, und alle meine Eigenſchaften ſeien auf die Abſtammung zurückzuführen. Na, über ein kleines werden ſie ſich ſchon zu andrer Anſicht bekehren und zugeben müſſen, daß ich Ich bin und kein andrer. Da wäre es wahrhaftig nicht der Mühe wert, ſich ſeine Nahrung auf dem Teppich zuſammenzuſuchen

und ſo mühſam ſein Daſein zu friſten, wenn man nachher nicht einmal ein Kerl wäre, der für ſich allein etwas bedeutet, ein ſelbſtändiger, eigenartiger Burſch, der ſeine eignen Gedanken hat und nicht mit dem Hirn des Vaters oder der Mutter denkt. Ich werde den Leuten ſchon zeigen, daß ich ein Lebeweſen bin, das des elterlichen Gängelbandes nicht bedarf, um ein ganzer Kerl zu ſein.

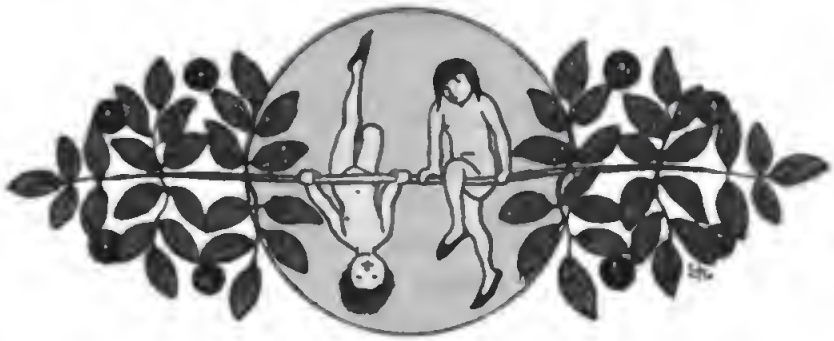
Ha, es iſt kein Zweifel: es tut mir gut, mich ſo auszulaſſen. Ich ſpüre, wie tüchtig ich bin, wenn ich es mir ſo ſage. Schade, daß ich es den Alten nicht ſagen kann. Und das kann ich noch lange nicht. Auch darin wird mir Rückſtändigkeit vorgeworfen. Da ſollen zahlreiche Säuglinge von neun, zehn, zwölf Monaten ſein, die wiſſen, daß das bärtige Weſen „Papa“, das milchſpendende „Mama“ heißt und ſo weiter. Niemals ſollen ſich dieſe Wunderkinder irren: wenn die Mutter kommt, ſagen ſie „Mama“, ſehen ſie den Vater, ſo rufen ſie freudig erregt: „Papa“. Ich aber bin vierzehn Monate alt, und es iſt mir egal, wen ich ſehe. Ich ſage, wie es mir gerade paßt: „Mamama, Bababa, Dadada, Jajaja, Lalala“, und das tue ich, ob nun die Großmutter, ein Onkel, Irma, Papa oder Mama ſich mit mir beſchäftigen. Und deshalb redet der Vater halb verächtlich, halb bedauernd von meinen geiſtigen Fähigkeiten, wenn Mama meinen ungewöhnlichen Verſtand preiſt. Denn es iſt wahr: Mama preiſt meinen Verſtand, und zwar tut ſie das,

ohne meinen Verſtand zu verſtehen. Sie hält mich für verſtändig, weil ich weiß, daß in meinem Becher etwas zu trinken, in meiner Schüſſel Brei, in der Konfitürendoſe etwas Süßes iſt.

Na, da hat der Vater recht, wenn er meint, daß das nicht als ein Zeichen von beſonders hervorragendem Verſtande aufzufaſſen iſt. So was weiß jeder junge Hund und jede junge Katze, wie er weiſe bemerkt. Aber mit Bezug auf meine angebliche Rückſtändigkeit muß ich folgendes einwenden: Erſtens iſt am Beiſpiele meiner eignen Mutter, die mich lobt über den Schellenkönig, ſo oft ſie zu fremden Onkeln und Tanten über mich ſpricht, wahrzunehmen, daß Mütter nicht immer die Wahrheit von ihren Kindern reden. Die Behauptung, daß ſo viele neunmonatige Säuglinge Vater und Mutter nicht nur kennen, was natürlich iſt, ſondern ihnen den richtigen Namen geben, gehört vielleicht zu dieſen frommen Legenden der liebevollen Mütter. Zweitens habe ich von meinem Vater ſelbſt gehört, daß frühreife Kinder gewöhnlich abſchnappen, wenn ſie erwachſen ſind. Nun alſo: ich will nicht abſchnappen, ſondern ein Mordskerl werden, und dazu ſammle ich alle meine Kräfte und denke nicht daran, ſie jetzt in übermäßigen Anſtrengungen zu vergeuden, nur um des Nachbars Wickelkind um eine Woche oder einen Monat voraus zu ſein.

Festina lente, wie ich ſpäter, wenn ich meine klaſſiſchen Studien hinter mir habe, ſagen werde. Ich

werde ſchon gehen und ſprechen lernen! Fürchtet nichts! Ich werde euch früh genug entlaufen und euch früh genug etwas vorſchwindeln. Seid nicht ungeduldig, denn bald werdet ihr die Hände ringen, daß ich ſo ſchnell und ſicher überall hinlaufen kann, und daß ich euch ſo viel dummes und ungereimtes Zeug vorſchwatze!



11

Weihnachten

Ich muß ſagen: Das iſt eine ſchöne Erfindung. Und ich vermute ſtark, ſie iſt nicht von erwachſenen Leuten, ſondern von Kindern gemacht worden. Die Großen ſind zu ſo etwas viel zu ſteif, zu ernſt, zu geſcheut, mit einem Wort: zu dumm.

Man hat mir mein weißes Kleid angezogen. Sowie das aus der Lade genommen wird, weiß ich, daß Onkel und Tanten zum Beſuch kommen. Sind wir unter uns, ſo iſt mein gewöhnliches wollenes Röckchen, deſſen rötliche Färbung die Spuren meiner Entdeckungsreiſen aufnimmt, ohne ſie zu zeigen, gut genug für mich. Soll ich aber den Beſuchern präſentiert werden, dann werde ich in ein feierliches weißes Gewand gekleidet, worin ich nach der einſtimmigen Ausſage aller Tanten wie ein Engel ausſehe.

Ich für meine Perſon geſtehe, daß mir das All-

tagsröckchen lieber iſt. In dem kann ich auf dem Boden herumrutſchen und die Ecken ausfegen, ſo viel ich will. Kein Menſch hindert mich an dieſen Fahrten in unbekannte Winkel, wo ich ungeahnte Schätze entdecke und als willkommene Speiſe verwende. Bin ich aber mit dem weißen Gewande der Feiertage geſchmückt, ſo werden meiner Freiheit enge Schranken gezogen, und aufmerkſam wachen Mutter und Irma darüber, daß ich weder dem Kohleneimer im Wohnzimmer noch überhaupt der Küche oder dem Hausgang nahekomme, während auch in den Stuben eine ſtrenge Aufſicht über mich geführt wird. Wenn es nach ihnen ginge, dürfte ich mich überhaupt nicht vom Flecke rühren, ſondern müßte ſteif und ſtill wie der ernſthafte Onkel, den Papa nur den Schulmeiſter nennt, da ſitzen bleiben, wo man mich hingeſetzt hat. Das aber gefällt mir nicht. Ich ſehe ein, daß das weiße Kleid ſchmutzig wird, aber habe ich verlangt, daß man es mir anziehe? Mitnichten und im Gegenteil! Mir iſt der Alltagskittel viel lieber. Ich habe nichts dagegen, wenn Papa und Mama ſich weiße Kleider anziehen. Das können ſie halten, wie ſie wollen. Mir iſt's einerlei. Und es wäre mir auch einerlei, wie man mich anzieht, wenn man nur an dieſes Anziehen keine Bedingungen knüpfte. Da aber der feſttägliche Schmuck ſich mit meiner Freiheit nicht verträgt und dieſe mir lieber iſt als jener, ſo geſchähe mir ein großer Gefallen, wenn man mich in meinem

Kittel ließe, in dem ich vielleicht nicht ausſehe wie ein Engel, dahingegen aber herumkrabbeln kann, wie es mir gefällt.

Alſo ich hatte das Feſtgewand an und Großmama hielt mich feſt auf ihrem Schoß, damit ich nicht an den Kohleneimer oder an ſonſt einen Feind des weißen Kleides gelangen könne. Papa und Mama waren nebenan. Nebenan nämlich in der Stube, die man mich nicht gern betreten läßt. Daß ich die Möbel und Teppiche im Wohn- und Schlafzimmer ruinieren darf, ſcheint man mir jetzt ſtillſchweigend zugeſtanden zu haben, dagegen wünſcht man offenbar den Inhalt dieſes dritten Zimmers vor meinem Hämmerchen zu ſchützen. Indeſſen war ich doch ſchon ein paarmal drin, denn wenn es dem Vater zu heiß wird in der Stube, dann öffnet er die Tür, die da hinein führt, und ſowie eine Tür offenſteht, habe ich mich bald der Wand entlang dahingelotſt und kann drinnen meine Reiſe fortſetzen. Und meiner Treu, ich verſtehe nicht, weshalb man ſo eiferſüchtig über dieſe Stube wacht. Da ſtehen Schränke und Stühle wie in Papas Arbeitszimmer, und dem Glasſchrank hier würde es nicht weher tun als Papas Bücherſchrank, wenn ich ihm die Scheiben zerſchlüge. Und die Bilder und Bücher, die da auf dem Tiſch liegen und von denen ich einige herunterwerfen konnte, ehe man mich einfing, kommen mir auch nicht beſſer und ſchöner vor als die in Papas Schrank und auf Papas Stühlen.

Aber dieſes Zimmer muß doch etwas Beſonderes an ſich haben, denn an dem Tage, von dem ich erzähle, ſind da wunderſchöne Dinge geweſen. Die Tür war zu, und ich hörte Papa und Mama, die da herumhantierten, während die Großmutter mich in der Wohnſtube feſthielt.

Nach einer Weile wurde dann die Tür aufgemacht, Papa kam herein, hob mich vom Schoße der Großmutter und ſtellte mich an die Wand zunächſt der offenen Tür. Natürlich machte ich mich ſofort auf die Reiſe nach dem ſonſt verſchloſſenen Gebiet, und es hätte des Rufens der Mutter nicht bedurft, um mich zu größerer Eile anzutreiben.

Aber wie ſah es da aus!

Als ich den Türpfoſten erreichte und endlich in das Zimmer ſchauen konnte, hätte ich vor Ueberraſchung faſt meine Stütze losgelaſſen, was die bedenklichſten Folgen hätte haben können.

Das Feuer mit ſeinen züngelnden Flämmchen und ſpringenden Fünkchen iſt rein nichts gegen den Glanz und die Pracht, die mir da entgegenleuchtete und mir die Augen blendete. Mit ſo großem Mißtrauen ich auch den Werken der Erwachſenen gegenübertrete, da muß ich doch geſtehen, daß dieſe Sache ſehr ſchön war. Und ich konnte mich nicht enthalten, fröhlich zu jauchzen und zu ſchreien. Unglücklicherweiſe ſtand das Ding, von dem die leuchtende Flimmerpracht ausging, mitten in der Stube, und ich konnte nicht hinkommen,

ſo gerne ich all die ſtrahlenden Flämmchen ergriffen und auf ihren Nahrungswert unterſucht hätte.

Mama nahm mich auf und trug mich dicht an das Feuerwerk heran, aber ſowie ich die Hand ausſtreckte, um eines der Fünkchen zu erwiſchen, zog ſie mich ſchleunigſt zurück — ein Verhalten, das ich gerade nicht ſchön finde. Aber trotz dieſer kleinen Verbitterung war meine Freude groß, und ich muß ſagen, daß ich etwas Schöneres bisher nicht geſehen habe. Auch habe ich beſchloſſen, wenn ich groß bin, mir eine ſolche Lampe mit tauſend Flämmchen anzuſchaffen. Das iſt weit hübſcher als die einfältige Lampe, die man abends im Wohnzimmer auf den Tiſch ſtellt, und leuchtet beſſer. So hell wie hier war es überhaupt in unſern Stuben noch nicht geweſen, außer einmal vor ſchon langer Zeit, kurz nach meiner Rückkehr vom Lande, als morgens die Sonne durch das Fenſter ſchien und alles goldig ſtrahlte und leuchtete.

Aber das Feuerwerk war nicht alles, und obgleich ich zugebe, daß dieſes glitzernde Schauſpiel mich anfänglich am meiſten beſchäftigte, ſo fand ich doch bald Dinge, die mich noch mehr intereſſierten, dergeſtalt, daß ich zuerſt gar nicht merkte, wie allmählich ein Flämmchen nach dem andern verloſch und es immer dunkler im Zimmer wurde, ſo daß man ſchließlich die Lampe aus der Wohnſtube hereinbringen mußte. Ich entdeckte nämlich auf einem kleinen Tiſchchen unter der flimmernden Rieſenlampe, ſo niedrig, daß ich

bequem alles überſchauen und mit den Händen greifen konnte, eine ganze Menge guter Sachen. Wenn die Mama mich nicht feſtgehalten und die Sachen außer Greifhöhe in Sicherheit gebracht hätte, wäre ich ſicher an dieſem Abend rund und dick geworden wie Onkel Fritz, ſo viel gute Sachen gab es da zu eſſen. Aber Mama behauptete, ich würde mir den Magen verderben, und ſo ließ man mir nur ein kleines Stückchen Kuchen. Nachher aber beim Eſſen gab es eine Art ſüßen Schaum, das ſchmeckte ausgezeichnet, und davon habe ich tüchtig gegeſſen. Denn zu meinem Glück aßen Großpapa und Großmama bei uns, und die ſind viel netter mit mir als Papa und Mama. Großmama gibt mir alles, was ich haben will, und Großpapa gibt mir ſogar Sachen, die ich gar nicht verlange, und die oft auch gar nicht gut ſchmecken. So läßt er mich immer aus ſeinem Glas trinken, ſelbſt wenn Mama es verbietet, und ſo haben Mama und Großmama ſchließlich die Sache ſo eingerichtet, daß Großpapa am Tiſch weit weg von mir geſetzt wird, wo er nicht an mich kann.

Was mir eigentlich am wenigſten Spaß machte bei dieſem Feſte, das waren die zahlreichen Spielſachen, die man für mich unter die Rieſenlampe gelegt hatte. Da habe ich wieder einmal bemerkt, wie gründlich die Erwachſenen ihre Jugend vergeſſen haben. Die Leute haben keine Ahnung, was einen Einjährigen amüſiert. Faſt alles, was man brachte, ließ mich

gleichgültig, und das ist natürlich, denn es stellt Dinge dar, die mir unbekannt sind, oder aber da ist ein verwickelter Mechanismus, den ich nicht verstehe. Ein einfaches Stück Holz, womit ich auf den Tisch trommle, oder der Blechdeckel einer Schachtel, der beim Draufschlagen hübsch klirr macht, ist mir lieber als solcher Firlefanz.

Im Namen meiner Altersgenossen, die ohne Zweifel ebenso beschenkt werden, und zum Besten des gesamten Kleinkindertums will ich einmal erklären, was für Spielsachen wir uns wünschen oder vielmehr, was wir uns nicht wünschen. Erstens behaupte ich, der allgemeinen Zustimmung meiner Genossen sicher, daß wir uns überhaupt keine Spielsachen wünschen, das heißt keine Sachen, die unter der Etikette „Spielsachen" auf den Markt kommen. Die sind für ein höheres Alter bestimmt. Was nützt mir ein Bilderbuch mit allen erdenklichen zahmen und wilden Tieren, wenn ich überhaupt nicht weiß, was ein Tier ist und also keinen Unterschied zwischen einem Elefanten und einem Krebs kenne? Was nützen mir Katzen und Hunde aus Gummi oder gepolstertem Baumwollenzeug, wenn ich kaum je einen lebendigen Hund oder eine lebendige Katze gesehen habe? Und selbst wenn ich sie gesehen hätte, würde ich ihr Abbild doch nicht wiedererkennen. Ich weiß noch nicht, auf welche Weise und mit welchen Mitteln die Erwachsenen ihre mannigfaltigen Einteilungen machen. Für mich gibt es vorläufig im

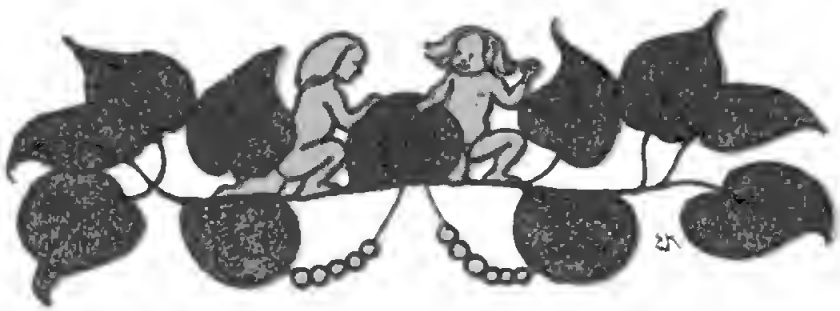
Grunde nur einerlei Dinge. Alles lebt für mich, von Mama und Papa bis zum Fußboden und zum Tiſch. Alles intereſſiert und beſchäftigt mich, denn alles iſt neu, und alles ſpielt gerne mit mir.

Später mögen die Kinder wohl verwöhnter ſein, vorläufig aber brauche ich keine Butzemänner, die plötzlich aus dem Kaſten hervorſpringen, und ihr unerwartetes Erſcheinen macht mir nicht die geringſte Angſt. Die bunten Narren mit ihrer Schellenkappe, der Trommel und dem Tamtam ſind auch nichts für mich, denn weiß ich, was ein ſolcher Hampelmann zu bedeuten hat? Ehe derartige Spielſachen mich intereſſieren können, muß ich wiſſen, was ſie vorſtellen und bedeuten. Und das weiß ich nicht.

Was ich gern hätte, das wären ein paar runde Holzkugeln, etwa ſo groß wie meine Fauſt oder etwas größer. Papa hat mir ein paar verſprochen, aber gehalten hat er ſein Verſprechen nicht. Wahrſcheinlich weil Mama ihm geſagt hat, ich würde damit alle Spiegel und Fenſter einwerfen. Iſt das ein Grund? Uebrigens pfeife ich darauf. Man mag mir die Kugeln geben oder nicht: an Spielzeug wird es mir nie mangeln. Mit einem kleinen Papierſchnitzelchen kann ich eine gute halbe Stunde lang ſpielen, ohne mich einen Augenblick zu langweilen, ein Papiermeſſer beſchäftigt mich einen halben Tag, jedes gewöhnliche Stück Holz eine Woche. Davon haben die Erwachſenen keine Ahnung, daß beim Spielen die Phantaſie die Haupt-

ſache iſt. Und die Phantaſie wird durch die bis in alle Einzelheiten ausgearbeiteten modernen Spielſachen eher abgeſchreckt als geweckt. Dabei kann man ſich nichts mehr denken, weil der Fabrikant ſchon alles gedacht und ſeine Gedanken klar und handgreiflich ausgeſprochen hat. Sich aber aus einem Papierſchnitzel oder aus einem Stückchen Holz eine Welt zu ſchaffen, das iſt der Hauptſpaß beim Spielen. Gerne würde ich hierüber noch mehr und weiſe reden, aber ich merke ſchon, wie man anfängt, mich für einen altklugen Naſeweis zu halten. Na, ſpäter werde ich noch Gelegenheit finden, meine Meinung darüber gründlich auszuſprechen.

Vorläufig habe ich ſie dadurch deutlich gemacht, daß ich all die ſchön bunten und glitzernden Sachen, die man mir zu Weihnachten geſchenkt, mit großem Eifer und raſtloſem Bemühen kurz und klein geſchlagen habe, und das hat wahrhaftig nicht ſehr viel Zeit in Anſpruch genommen. Jetzt bin ich wieder bei meinen Papierſchnitzeln und bei meinem Holzhämmerchen angekommen, zu denen ſich ein rundes Stück Holz geſellt hat, einſt das in roter Hülle ſteckende Bein eines trommelnden Narren, von dem jetzt weiter nichts als dieſes Stück übrig iſt.



12

Auf zur Wanderſchaft

So, jetzt bin ich fertig, und ich denke, fürs nächſte werde ich mein Tagebuch ruhen laſſen. Denn jetzt habe ich das Stillſitzen nicht mehr nötig: ich kann gehen, gehen, wohin ich will, und ich werde nicht zögern, mich auf die Wanderſchaft zu begeben. Die Welt, die ich bis jetzt kenne, wird mir zu klein, ich will mir ein größeres Königreich ſuchen.

Das Gehen iſt eine Sache, die man lernen muß. Ich habe ſie gelernt. Und zwar ganz allein, ohne die geringſte fremde Beihilfe. Zahlreiche meiner Standesgenoſſen haben es erlernt mit allerlei Werkzeugen und Maſchinerien. Die einen wurden im Gängelband gehalten, die andern marſchierten in einem Korbe oder in einem auf Rädern rollenden Wagen, worin ſie mit Riemen feſtgehalten und am Fallen verhindert wurden, während die Maſchine mit ihnen von einer Zimmerwand zur andern wanderte, die allermeiſten wurden

einfach von Mutter oder Wärterin gehalten, während ſie ihre erſten Schritte machten. Ich aber habe das Gehen ganz allein gelernt, ohne jede Hilfe der Erwachſenen und ihrer Erfindungen.

Der Vater hat geſagt, wenn die Beinchen ſtark genug ſeien, um den Körper zu tragen, würden ſie ſich ſchon von ſelbſt an ihre Arbeit machen, und vorheriges Anhalten zum Gehen könnte höchſtens die Folge haben, daß ich krumme Beine kriegte. Ob das richtig iſt, weiß ich nicht. Jedenfalls iſt es richtig, daß ich von ſelbſt gehen gelernt habe. Vielleicht hätte ich ſchon ein paar Monate früher gehen können, wenn man mir ordentlich zugeſetzt hätte. Das iſt möglich und auch wahrſcheinlich, denn fremde Tanten haben der Mama erzählt, daß ihre kleinen Kinder ſchon mit neun, zehn oder zwölf Monaten allein laufen konnten, und ich bin ſchon fünfzehn Monate alt und wage es jetzt erſt, mich ohne jede Stütze auf den Weg zu machen.

Aber was hätte ich gewonnen durch früheres Marſchieren? Das frage ich jeden Billigdenkenden. Hingefallen wäre ich ein paar hundert Mal, auf die Naſe, auf die Knie, auf die Hände, auf den Rücken, auf den Hinterkopf. Möglicherweiſe hätte ich mir durch einen ſolchen Fall das Oberſtübchen durcheinander gebracht. Von den Säbelbeinen, die der Vater fürchtet, will ich gar nicht reden. Die könnte man in gehörig weiten Hoſen trefflich verbergen, und einige der uns beſuchenden Onkel tragen ſolche weite Samthoſen, die vielleicht

Säbelbeine, ſicherlich aber Maler oder Bildhauer anzeigen. Wozu alſo eine Sache betreiben und beſchleunigen, die ein paar Tage, Wochen oder Monate ſpäter ganz von ſelber kommen muß? Ich ſehe die Notwendigkeit nicht ein und werde zeit meines Lebens glauben, daß man am beſten mit Weile eilt und am ſchnellſten fährt, wenn man nicht durch allzugroße Eile die Räder zum Brechen und die Pferde zum Stürzen bringt.

Alſo habe ich gehen gelernt, indem ich zuerſt die Kunſt begriff, mich an den Meſſingſtäben des Bettes feſtzuhalten und da aufrecht ſtehen zu bleiben. Es dauerte gewiß einen vollen Monat, ehe ich es wagte, mich von einem Meſſingſtabe zum andern zu bewegen, und erſt einen Monat ſpäter war meine Geſchicklichkeit groß genug, um von einem Stuhl zu dem andern danebengeſtellten zu gelangen. Dann lernte ich, mich an der Wand zu ſtützen, am Tiſchrande zu halten, an den Vorhängen, den Röcken der Mutter und den Hoſen des Vaters feſtzukrallen, und ſchließlich fand ich überall in der Wohnung eine Stütze oder einen Halt, der mir die Reiſe aus einer Ecke in die andre, aus einer Stube in die andre, aus dem Hausgang in die Küche geſtattete.

Bald konnte ich mit einer Geſchwindigkeit, die alle Zuſchauer in Erſtaunen verſetzte und den Vater zu einem Vergleiche zwiſchen mir und einem Automobil veranlaßte, längs der Wand hinlaufen, wobei ich mich

immer weniger feſt an Wand und Möbeln ſtützte und hielt und allmählich die Finger nur noch ganz leiſe über die Gegenſtände hingleiten ließ. Sie aber ganz loszulaſſen, hütete ich mich wohl, denn bei einem ſolchen Verſuche war ich ein- oder zweimal zu Boden geſtürzt, was eine ſehr unangenehme Sache iſt.

Eines Tages aber, es mag jetzt eine Woche her ſein, als mich der Vater ſeiner Gewohnheit gemäß an den mitten im Zimmer ſtehenden Seſſel geſtellt hatte, von dem aus ich die Wand oder irgendeinen andern Stützpunkt nicht erreichen kann, ohne erſt ein paar Schritte zu machen, wurde die Luſt, dieſem Gefängniſſe zu entfliehen, gar zu mächtig in mir. Der Vater ſtand ſo nahe bei mir und hämmerte auf ſeiner Maſchine, daß ich ihn um eine Armeslänge am Beine hätte faſſen können. Ich weiß nicht, wie es zuging, aber auf einmal hatte ich meinen Seſſel losgelaſſen und ſtand nun frei und ohne Halt da. Wenn ich ſagen wollte, ich hätte mich dabei ſehr wohl gefühlt, ſo müßte ich grauſam lügen. Nein, der Wahrheit die Ehre: ich ſtand eine Mordsangſt aus, und ich glaube, gerade dieſe Mordsangſt war daran ſchuld, daß ich die drei oder vier Schritte machte und den Vater zu packen kriegte.

Der aber war ſehr erſtaunt, hörte auf mit der Arbeit und beſchaute verwundert den Seſſel und mich, ohne begreifen zu können, wie ich meine Inſel hätte verlaſſen und das uns trennende Meer durchſchwimmen können. Dann ſetzte er ſich auf den Seſſel, ſtellte mich

in kurzer Entfernung vor ſich auf und ließ mich los. Natürlich beeilte ich mich, ſeinen ausgeſtreckten Händen entgegenzumarſchieren. Danach machten ſich Vater und Mutter das Vergnügen, mich zwiſchen ihnen hin und her gehen zu laſſen. Mama ſtellte mich hin, ſo daß ich Papa vor mir ſitzen ſah, und ließ mich dann los. Zuerſt hatte ich mächtig Angſt, und es koſtete mir die größte Mühe, mich ordentlich im Gleichgewicht zu halten. Beſonders nach hinten zog mich etwas, und da mußte man mir jedesmal einen kleinen Stoß in den Rücken geben, um mich darauf aufmerkſam zu machen, daß man beim Vorwärtsmarſchieren das Gewicht nach vorne bringen muß. Seitwärts war die Sache weniger ſchwierig. Ich hatte ſofort heraus, daß man die Füße recht breit und weit voneinander ſtellen muß, um nicht nach links oder rechts hinzufallen. Zwar lachte der Vater über mich und ſagte, ich käme daher wie ein betrunkener Matroſe, aber ich ließ mich das nicht anfechten, ſondern ſteuerte ruhig weiter meinem Ziele entgegen.

Und ſo habe ich es jetzt glücklich ſo weit gebracht, daß ich nunmehr, wo ich fünfzehn Monate alt bin, Wand, Stuhl oder Tiſch mutig fahren laſſe und quer über das Zimmer wandere, wohin immer mein Sinn mich lockt. Und Vater und Mutter, die ein großes Geſchrei machten, als ich zum erſten Male meinen Seſſel hatte fahren laſſen, und als ich dann zwiſchen ihnen hin und her marſchierte, ſehen jetzt gar nicht

mehr ſo überſchwenglich glücklich aus, wenn ich ihnen meine Gehkünſte zeige. Denn jetzt hilft es dem Vater nichts, daß er mir eine Inſel baut und mich da hinein ſtellt: ich laſſe die Inſel einfach los und marſchiere hinüber zu Vater, Mutter, Tiſch, Stuhl, Wand oder Schrank, wie es mich gerade reizt. Es hilft ihm nichts, daß er den Papierkorb tief unter den Schreibtiſch ſchiebt: ich komme hin, entdecke ihn, ziehe ihn heraus, durchforſche und leere ihn. Der Vater hat es ſchon aufgegeben, den Korb gegen meine Angriffe zu verteidigen, und ſieht reſigniert zu, wie ich ihm den Fußboden mit großen und kleinen Papierſchnitzeln beſtreue. Dabei merke ich, daß er nicht im geringſten begreift, nach welchem wohlüberlegten und trefflich geordneten Plane ich in dieſer Arbeit verfahre, und ich halte es für müßig, ihm das ökonomiſche und äſthetiſche Syſtem, dem ich huldige, auseinanderzuſetzen. Denn ich weiß ſchon lange, daß das Gehirn der erwachſenen Menſchen dermaßen verknöchert und ſtumpf geworden iſt, daß es die einfachſten Dinge nicht mehr aufnehmen und verdauen kann. Das Komiſche an der Sache iſt, daß dieſe Leute ſich einbilden, geſcheiter als unſereiner zu ſein. Ich laſſe es auf jede Wette ankommen: kein Erwachſener wäre imſtande, all das, was unſereiner in wenigen Jahren vollkommen erlernt, in doppelt ſo langer Zeit auch nur ganz oberflächlich zu erfaſſen. Was habe ich jetzt nicht ſchon alles erlernt! Ich kann Hände und Füße gebrauchen, kann hell jauchzen oder

dumpf knurren, kenne hundert und mehr verſchiedene Gegenſtände, weiß den Unterſchied zwiſchen der Suppenſchüſſel und der Honigdoſe, zwiſchen Brot und Kuchen, zwiſchen den Biergläſern und dem Glaſe mit Eingemachtem. Alles, was mir erſprießlich iſt, kenne ich, und das habe ich alles in den fünfzehn Monaten meines Daſeins gelernt. Und als ich ankam, wußte ich von gar nichts, und alles war fremd und neu für mich. In dieſer Lage möchte ich nun meinen Vater oder ſonſt irgendeinen erwachſenen Menſchen ſehen! In hundert Jahren würde er ſich nicht zurechtfinden, wie unſereiner es in drei oder vier tut. Aber ich verliere meine Zeit, indem ich über dieſe Dinge rede.

Und da ich jetzt alles weiß, was mir nötig ſcheint, bin ich geſonnen, mich auf die Wanderſchaft zu machen und mich in der Welt umzuſehen. Ein Stückchen davon kenne ich ſchon, denn wenn die Sonne ſcheint, gehe ich aus. Freilich nicht allein, wie ich es gerne möchte, ſondern Mama, Großmama oder Irma gehen mit, und manchmal läßt ſich auch Papa ſehen. Der Wagen, in dem ich im Sommer draußen im Walde und auf den Feldwegen ſpazieren gefahren bin, ſteht jetzt unbenutzt in dem Kämmerchen, wo tauſend ſehr intereſſante Dinge aufeinandergehäuft ſind, und deſſen Türe leider faſt immer feſt zugemacht iſt, ſo daß ich die daſelbſt aufgeſtapelten Schätze noch nie ordentlich habe durchforſchen können. Aber ich werde ſchon eine Gelegenheit finden.

Der Wagen wird nicht mehr benutzt, seit ich laufen kann. Vorher hatte der Vater seine liebe Not, wenn ich ausgehen sollte. Dann schimpfte und seufzte er über die Pariser Wohnhäuser. Da ist nämlich kein Platz für den Wagen unten, sondern das Ding muß immer die vier Treppen hinauf und hinunter geschafft werden. Und das ist eine Arbeit, die dem Vater zufällt. Seit ich aber gehen kann, trägt man mich nur bis auf die Straße, dann trappele ich an der Hand der Mutter oder Großmutter bis zur nächsten sonnigen Bank. Dort setzen wir uns hin. Das heißt: Mama setzt sich, und ich krabbele da herum, bald aufrecht rund um die Bank, bald lasse ich alles fahren und segele über den freien Platz an irgendein Ziel, das mich reizt. Dabei sehe und erfahre ich viele schöne Dinge, und hauptsächlich mache ich die Bekanntschaft von zahlreichen Altersgenossen, mit denen ich mich unterhalte.

Denn wenn die Sonne scheint, kommen aus allen Häusern Mamas und Großmamas mit kleinen Kindern, und alle suchen den mit Bäumen bepflanzten Platz auf, wo man sich auf die Bänke setzt und wo großmächtige Sandhaufen aufgeschichtet sind. Die großen Buben und Mädchen bringen Eimer und Schippen mit und arbeiten in dem Sand herum. Sie füllen mit den Schippen die Eimer, tragen dann ihren Sand an einen sauberen Platz und stülpen ihn sorgfältig um. Wenn der ganze Sand glatt und schön aufrecht stehen bleibt, sind sie froh und klatschen in die Hände. Ich

mache da nicht mit. Erſtens habe ich keinen Eimer und keine Schippe. Vor ein paar Tagen wollte ich einem kleinen Jungen die Schippe abnehmen, und da hat der dumme Kerl laut zu heulen angefangen. Seine und meine Mama ſind dann herbeigekommen, und ich glaube wahrhaftig, meine hat nicht mir, ſondern dem fremden Simpel recht gegeben. Ich hätte ihr mehr Familienſinn zugetraut.

Im übrigen gefallen mir die Kinder ganz gut, die ich da kennen lerne. Eine Menge von ihnen ſind ſo klein, daß ſie mir leidtun. Sie können weder ſtehen noch gehen, ja nicht einmal ſitzen, und wenn ſie etwas haben und faſſen wollen, greifen ſie daneben. Eine ſolche Ungeſchicklichkeit iſt wirklich zum Lachen. Manche verlaſſen nie ihren Wagen und ſchlafen da, während ſich ihre Mama mit einer andern Mama unterhält. Vorgeſtern hat es einen großen Radau gegeben, weil ich an ſo einem Wagen gedrückt und ihn, da es bergab ging, wirklich von der Stelle bewegt habe. Die fremde Mama geriet in Angſt, weil ſie dachte, ihr Sprößling ſchwebe in großer Gefahr, meine Mama aber war ſehr ſtolz und erzählt die Geſchichte ſeither allen Leuten, indem ſie ſich mit meiner Kraft und Stärke brüſtet. Und da hat ſie ganz recht.

Ich bin wirklich ein Mordskerl! Daran kann nur zweifeln, wer mich nicht kennt. Mama und Großmama ſind überzeugt davon, der Vater auch, obgleich er ſich ſtellt, als ob er andrer Anſicht ſei. Ich merke

ſehr wohl, daß er das nur tut, um Mama und beſonders Großmama aufzuziehen. Er ſagt dann, ich wäre ja ein ganz tüchtiger Kerl, dank ſeiner Vaterſchaft, ich hätte aber eine Menge Fehler und Mängel, dank der mütterlichen Vererbung. Mama ärgert ſich jetzt nicht mehr darüber, ſondern lacht nur, aber Großmama gerät jedesmal in großen Eifer und widerſpricht aufs heftigſte. Je mehr ſie aber widerſpricht, deſto hartnäckiger beſteht der Vater auf ſeinen Behauptungen, und deſto mehr Gründe und Beweiſe führt er an. Die Großmama merkt nicht, was das zu bedeuten hat, ich aber merke es und weiß, daß der Vater eine ebenſo hohe Meinung von den Fähigkeiten ſeines Sohnes hat wie Mama und Großmama.

Und da ich dieſe Meinung vollauf teile, halte ich die Zeit für gekommen, um mich auf eigne Füße zu ſtellen. Nebenbei bemerkt iſt das auch wieder eine ihrer törichten Redensarten. Ich ſtehe nun ſeit drei Monaten auf eignen Füßen. Jetzt aber marſchiere ich auch darauf, und deshalb will ich ausziehen, um die Welt zu durchreiſen und neue Erfahrungen zu machen.

Vielleicht erzähle ich meinem Tagebuche ſpäter, was ich auf meiner Wanderſchaft geſehen und erfahren. Vorläufig aber laſſe ich hiermit mein Buch liegen, ergreife den Stab des Vaters und ziehe hinaus in die neue und große Welt.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Das Seidene Buch

Eine lyrische Damenspende

von

Otto Julius Bierbaum

Geschmückt mit 12 Bildern von Hans Thoma
und Ornamenten von Peter Behrens

3. Auflage. In Seide gebunden M. 6.—

Johannes Schlaf schreibt im Wiener Tagblatt „Die Zeit“:

Unter den Männern, die sich seit fünfzehn Jahren um die Förderung eines guten neuen Kunstgeschmacks Verdienste erworben haben, ist bei uns Otto Julius Bierbaum einer der ersten und verdienstvollsten. Er besitzt so recht, was man eine glückliche Hand nennt. — Eines seiner besten Meisterstücke nach dieser Richtung ist neuerdings wieder dieses „Seidene Buch“ mit seinem anmutigen, weichen, pfauenfarbenen seidenen Einband, seinem Goldschnitt, seinem angenehmen Format, seinen zwölf wundersamen, herzerwärmenden Thoma-Bildern, seinen Behrens-Ornamenten und seiner schönen, tadellos prächtigen Schwabacher-Drucktype. Selten ist dem deutschen Weibe eine so solide, so kostbare, so über jeden Tadel geschmackvolle und anmutige Spende auf den Weihnachtstisch gelegt worden! Das prächtige Buch erquickt wie ein Sonnenstrahl, der einem unversehens in die Stube dringt.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Aus der Töchterschule ins Leben. Ein allseitiger Berater für die jungen Mädchen von Amalie Baisch. 11. Auflage. Gebunden M. 6.—

Das junge Mädchen auf eigenen Füßen. Ein Führer durch das weibliche Berufsleben von Amalie Baisch. 3. Auflage. Gebunden M. 3.—

Ins eigene Heim. Ein Buch für erwachsene Mädchen und junge Frauen von Amalie Baisch. 4. Auflage. Gebunden M. 6.—

Die elegante Hausfrau. Mitteilungen für junge Hauswesen. Mit besonderen Winken für Offiziersfrauen von Isa von der Lütt. 5. Auflage. Gebunden M. 5.—

Das feine Dienstmädchen wie es sein soll. Eine Gabe für Hausfrauen und Dienstmädchen von Isa von der Lütt. 6. Auflage. Gebunden M. 1.20

Des Kindes Chronik. Ein Merkbuch des Lebens, von Mutterhand begonnen, zur späteren eigenen Fortführung. Aus praktischer Erfahrung zusammengestellt von Helene von Schrötter. Gebunden M. 5.—

Moltkes Briefe an seine Braut und Frau und an andere Anverwandte. 2 Bände. Mit 2 Porträts und 1 faksimilierten Brief. Gebunden M. 12.—

t.6492
Aus dem Tagebuch eines Saugling1905
Countway Library
BFQ5595
3 2044 046 339 057
COUNTWAY LIBRARY
HC 36AK P

t.6492
Aus dem Tagebuch eines Saugling 1905
Countway Library BFQ5595
3 2044 046 339 057